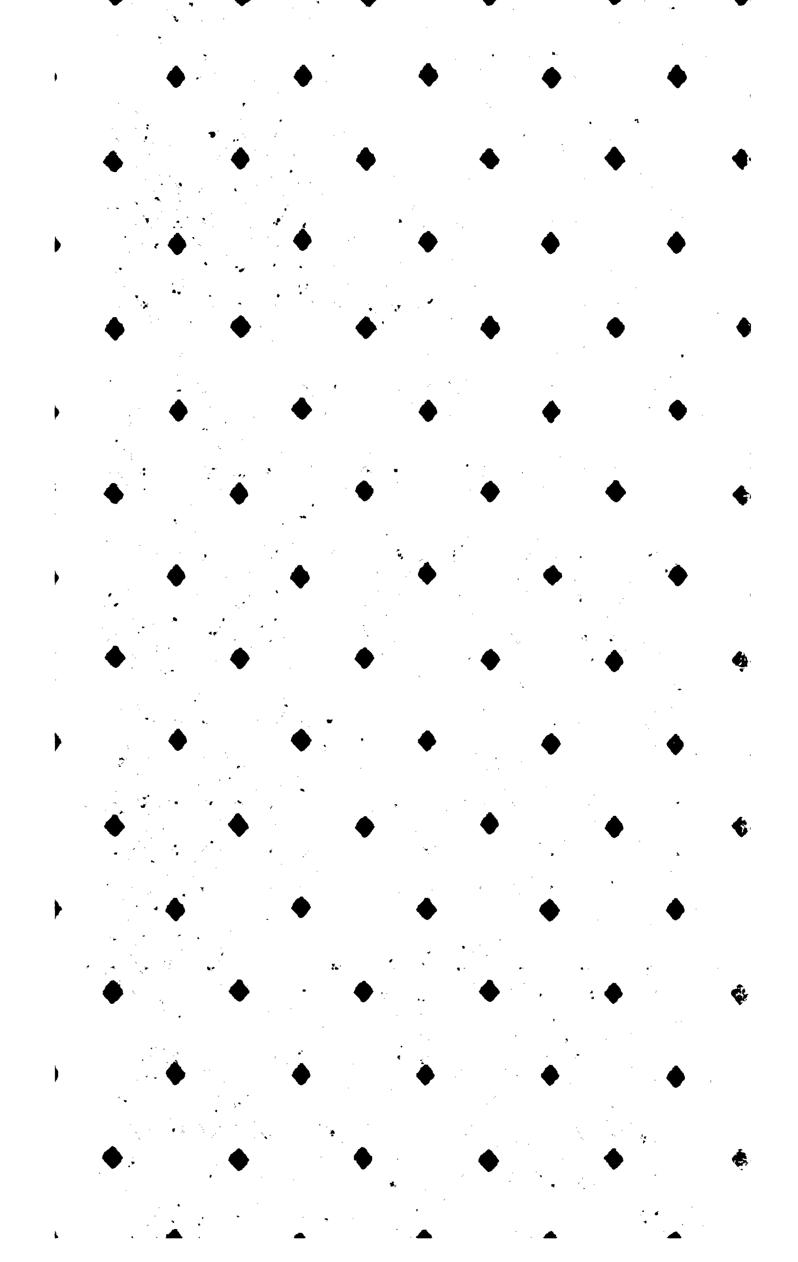

REP.
G.
12,192



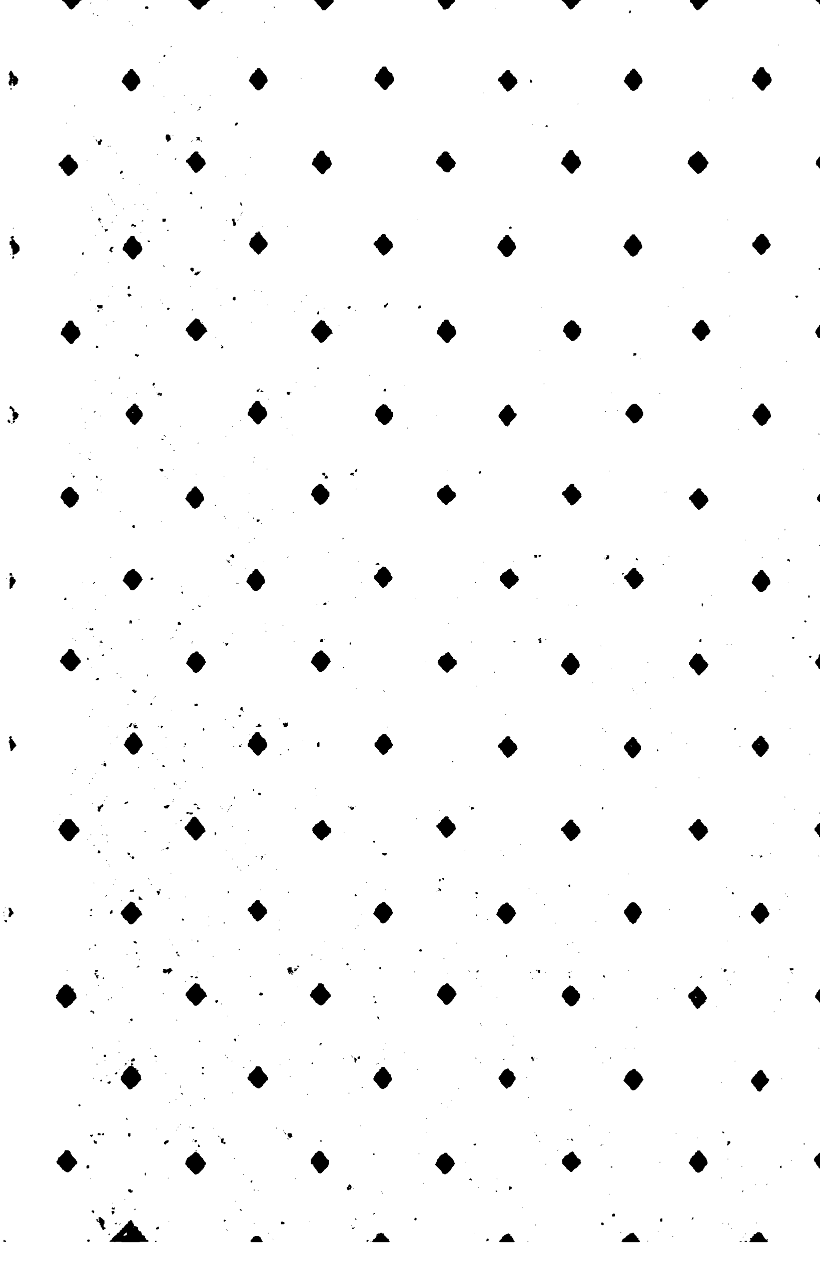

TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

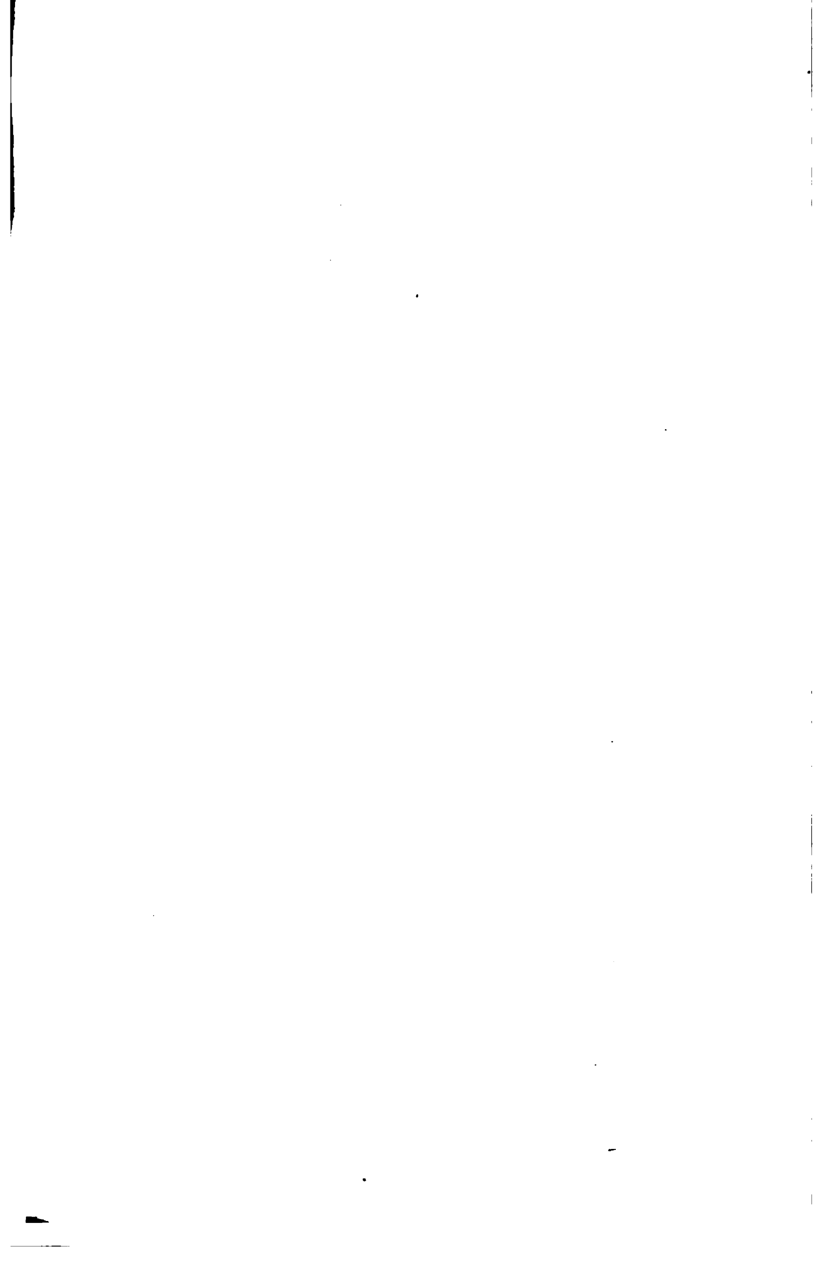







TAYLOR INSTITUTION
DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA





Goethe's und Schiller's Religion.

Zwei Vorträge

im Sale des Altstadtrathauses zu Braunschweig

gehalten

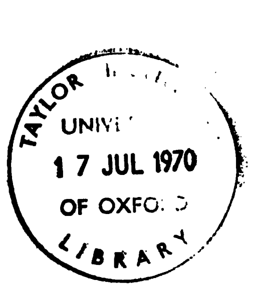
von

Wilhelm Beste,

Superintendenten und Pastor zu St. Petri in Braunschweig;
ord. Mitgliede der hist.-theol. Gesellschaft zu Leipzig.



Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1873.


TAYLOR
UNIV
1 7 JUL 1970
OF OXFO
LIBRARY

Vorwort.

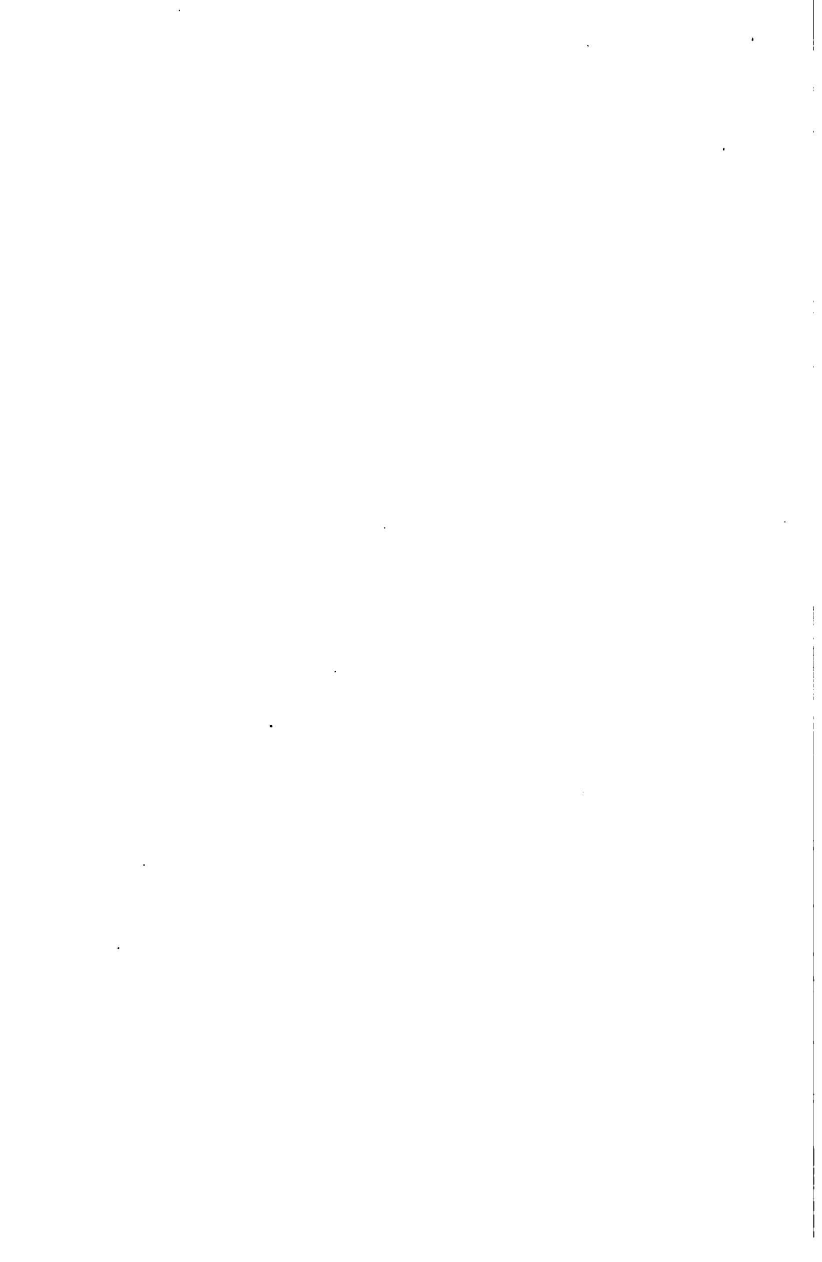
Von den nachfolgenden Vorträgen über Goethe's und Schiller's Religion ist der erste am 21. November 1871 hieselbst gehalten und gleich darauf in Wolfenbüttel auf Wunsch wiederholt, während der zweite bereits vom 2. December 1869 datirt. Die Herausgabe, zu der ich Anfangs nicht geneigt war, mögen diejenigen meiner Zuhörer verantworten, welche mich mit eben so großer Beharrlichkeit als Güte dazu gedrängt haben. Jedenfalls ist der Inhalt Dessen, was die beiden großen Dichter selbst zu dieser Schrift hergegeben haben, reich und bedeutsam genug, um ihr einigen Werth zu verleihen und ihre Mängel zu decken. Aus diesem Grunde hoffe ich, daß die Leser, welche den Hörern an Empfänglichkeit und Wohlwollen gleichen, sie nicht ohne geistigen Ertrag aus der Hand legen werden.

Obgleich die Heranziehung allen gelehrten Apparats absichtlich vermieden ist, wird der denkende Leser dennoch den Untergrund eingehender Studien der Goethe- und Schiller-Literatur leicht erkennen. Da ich mir volle Selbstständigkeit in Auswahl, Auffassung, Urtheil und Darstellung bewahrt habe, so stehen die speciell die Religion der beiden Dichterfürsten beleuchtenden Schriften — in Bezug auf Goethe von Oosterzee und Bayer, auf Schiller von Binder und Kleinert (denen sich kürzlich die von Dr. P. W. Schmidt: „Friedrich Schiller. Aus eines Dichters religiöser Gedankenwelt. Berlin 1872" beachtungswerth angereihet hat) — meinen Vorträgen eben so wenig im Wege wie sie ihnen, und gönne ich von Herzen alle gründlich nacherlebten Geistesanschauungen unserer erhabenen Dichter ihren mannichfachen literarischen Ausdruck, werde ihn aber am innigsten begrüßen, wenn ich ihn wahrer und klarer finde, als den meinigen.

Braunschweig, im October 1872.

Wilhelm Beste.

Goethe's Religion.



Goethe hatte Religion, d. i. bewußte Gemeinschaft mit Gott. Zwar nennt er sich ein Weltkind, fügt aber hinzu: „Glücklicherweise hatte dies Weltkind eine Seite, die nach dem Himmel deutete." Der Verkehr mit dieser Seite hat mir immer die reinste Freude gewährt, um so mehr, da ich gewiß bin, mich im Wesentlichen über sie nicht zu täuschen. Die Aufrichtigkeit gehörte zu Goethe's hervorragendsten Tugenden, und wie er seine profanen Gedanken nicht zurückhält, so dürfen wir auch der Naturwahrheit seiner heiligen trauen, wo er sie vorbringt. Er hat Alles, was ihn tiefer beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht verwandelt. „Was ich nicht lebte" — äußerte er gegen Eckermann —, „habe ich auch nicht gedichtet", und in Wahrheit und Dichtung sagt er: „Alles, was von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Confession." Der Beichtvater Goethe's ist der Geist der Menschheit.

Die Seite, die nach dem Himmlischen deutet, finde ich in allen Ausgaben der Werke Goethe's mit einem **ei** geschrieben; ich möchte sie mit einem **ai** schreiben, am liebsten aber sie eine Strömung nennen, weil sie im Bilde lebendiger Bewegung mir vor der Seele schwebt.

Die Literatur aller Völker hat eine heilige Strömung, die ungetrübt von der weltlichen Massenfluth in der Tiefe geht, gleich jenen sehnsuchtsvollen Wassern des Alpheios, der unvermischt mit den grünlich-grauen Wogen des Okeanos in selbstständiger, bis auf den Grund durchsichtiger Klarheit unter dem Meere dahinfließt.

Nicht allein in einzelnen Genien besondert sich dieser helle Strom im Gegensatz zu anderen, sondern auch in ein und demselben Genius rinnt er silbern unter den dunkleren Gewässern.

Im tiefsten Herzensgrunde des Weltkindes Goethe wallt unter den wogenden Empfindungen von dieser Welt eine gottgeweihte Gedankenfluth, durchsichtig und himmelrein. In diese heilige Strömung lade ich Sie ein in dieser Abendstunde mit mir niederzutauchen. Wir betrachten zuerst Goethe's Gottesidee.

Am Dasein Gottes hat er nie gezweifelt. „Die Ueberzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verberge, um sich uns faßlich zu machen, eine solche Ueberzeugung drängt sich einem Jeden auf. Ja,

wenn er auch den Faden derselben, der uns durch's Leben führt, manchmal fahren ließe, so wird er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können." (Wahrheit und Dichtung.) „Sollten wir im Blitz, Donner und Sturm nicht die Nähe einer übergewaltigen Macht, im Blüthenduft und lauen Luftsäuseln nicht ein liebevoll sich annäherndes Wesen empfinden dürfen? Ich glaube einen Gott, dies ist ein schönes, löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wie und wo er sich offenbart, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden." (Maximen.) Der Atheismus besteht also nicht bloß darin, daß man das Dasein Gottes an sich leugnet, sondern auch darin, daß man Gott da nicht anerkennt, wo er zu finden ist. So mußten ihm Diejenigen, welche Gott ausschließlich über uns setzen, als theilweise Atheisten erscheinen. Der zu seiner Zeit herrschende Deismus (d. i. der Glaube an einen nur überweltlichen Gott) war ihm relativer Atheismus. Der damaligen Gottentleerung der Welt gegenüber wird seine Vorliebe für Spinoza begreiflich, der das Universum als göttliches Wesen anschaute und genoß. „Wenn ihn Andere darum atheum schelten, so möchte ich ihn theissimum und christianissimum nennen und preisen." (Brief an Jacobi.)

Die Natur ist ihm zwar ein Kleid, aber ein lebendiges Kleid Gottes, vom Geiste ewig gewirkt. In der Natur wallt und webt der Erdgeist:

„In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her;
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben;
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid."
(Faust.)

Das ist das glühende Leben des Geistes, der auf Faust's mächtiges Seelenflehen ihm das Angesicht im Feuer zugewendet hat. Wonne bringt er immer, wenn auch Wonne mit Beben. Denn es kommt vor, daß Faust „von seinem Hauch umwittert in allen Lebenstiefen zittert". Doch in der Regel ist es stillere Freude, die der Geist der Natur der Seele einhaucht. „Ich fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält." (Werther.) Aber um an dieser Wonne Antheil zu haben, muß man der Natur in's Herz sehen, muß man den Sinn für das göttliche Leben mitbringen, das in ihren Adern pulsirt. Dann wird sie uns zum Königreich.

„Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir Alles,
Warum ich bat! Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,

Kraft, sie zu fühlen, zu genießen; nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst Du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust
Wie in den Busen eines Freund's zu schauen."
(Faust.)

So steht Goethe vor dem Universum. Er fühlt und schöpft „das innere, glühende, heilige Leben der Natur" (Werther). Im Gegensatz zu Kant, nach dessen Lehre wir das Ding an sich nicht zu erkennen und ihm nicht beizukommen vermögen, im Gegensatz zu Haller's Ausspruch: „in's Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist" („o du Philister!"), vernimmt er, „was die Welt im Innersten zusammenhält", „ist er Ort für Ort im Innern", behorcht er wie Schelling in der Welt die Weltseele, hört er die Erde athmen, den Wald klingen, die Metalladern der Berge rinnen, fühlt er,

„Wie Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt,
Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
Und sich die goldnen Eimer reichen,
Mit segenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All' durchklingen."
(Faust.)

„Es weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt." (Werther.) Indem Goethe ihn vernimmt, dringt von der Freude des ewigen Geistes, der die Natur beseelt,

in seine Seele ein Strahl. Seine Naturbetrachtung ist keine atomistische, zerstückelte; seine Naturfreude beruht nicht wesentlich auf der äußeren Einzelschönheit als solcher, sondern in dem Genusse des durch die schöne Form hindurchscheinenden Lebens. Und wenn Goethe zuweilen in seiner Umgebung Mangel an Naturgenuß empfindet und sich in die Ferne sehnt, etwa an das schäumende Meer, so klingt nicht selten ganz deutlich ein Sehnsuchtslaut nach dem Genuß des göttlichen Lebens, das die Natur hervorbringt und durchwebt, durch den Ausdruck seines Verlangens hindurch, z. B.: „Wie oft habe ich mich mit den Fittichen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu den Ufern des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und in einem Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das Alles in sich und durch sich hervorbringt.“ (Werther.)

Feine Goethe-Kenner haben den überirdischen Hauch in Goethe's Liedern auch da gespürt, wo sie zunächst nur Irdisches, aber dieses in idealer Schönheit singen.

„Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?
Kennst du es wohl? — Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.“

Hier spricht sich dem Wortlaute nach nur Sehnsucht nach dem irdischen Paradiese aus; aber mit Recht bemerkt Karl Gödicke, „daß Mignon's wunderbare Lieder nach einer schönen, dunkel geahnten Heimath, wie nach einer ewigen unirdischen alles sehnsuchtsvolle Verlangen der Seele wachrufen“. Auch ist gewiß richtig, was Karl Hase sagt: „Jedes ächte Kunstwerk erinnert mit irgend einem geheimnißvollen Zuge an die Unendlichkeit und ist in seiner unmittelbar religiösen Beziehung eine Erscheinung des Göttlichen in Bild und Ton.“ Die ächte Poesie ist überhaupt göttlich, der ächte Dichter ein Seher. „Eingeboren auf dem Grunde seines Herzens wächst die schöne Blume der Weisheit hervor. . . . Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und Menschen.“ (Wilh. Meister's Lehrjahre.) Und darum muß der wahrhaft geniale Dichter im Irdischen das Himmlische ahnen, suchen und haben.

So tief freilich wie Goethe hat kein deutscher Dichter den Geist aus der Natur geholt. Schiller selbst sagt: „Goethe holt zuviel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole“, und je mehr Schiller Kantianer wurde, desto weniger spricht zu ihm das Allleben der Natur, die Weltseele, desto mehr die individuelle Menschenseele, vorzüglich seine eigene mit ihrer von der Naturanschauung unabhängigen Ideenpoesie. Bei Goethe ward die Vermählung des Ewigen und

Endlichen zur durchherrschenden Empfindung. Er schuf den Ausdruck „Gottnatur“.

„Was kann der Mensch auf Erden mehr gewinnen,
Als daß sich Gottnatur ihm offenbare?
Wie sie das Feste läßt zu Geist zerrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.“

Er will Gott und Welt, Geist und Natur nicht auseinanderreißen, und wie er in der Ethik Beides nicht trennen will — „keine Umgebung, selbst die gemeinste nicht, soll in uns das Gefühl des Göttlichen stören, das uns überallhin begleiten und jede Stätte zu einem Tempel einweihen kann“ (Wahlverwandtschaften) —, so auch nicht in der grundlegenden Glaubenslehre. Gott ist ihm die lebendige Einheit in der Getheiltheit der Welt. Alles Aeußere ist im Innern und alles Innere im Aeußern.

„Müsset im Naturbetrachten
Immer Eins wie Alles achten;
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen,
Denn was innen, das ist außen.“

Er will keinen Gott, der nur von außen auf die Welt wirkt; Gott soll zugleich in der Welt leben wie der Geist in unserm Leibe.

„Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.“

Dieser Gott ist so groß, daß jede Benennung eine Beschränkung ist. Die arme Menschensprache reicht nicht aus, dem, was wir von ihm empfunden, den adäquaten Ausdruck zu geben. Das, was wir glauben, ist viel tiefer und größer als das, was wir über unsern Glauben sagen. Das volle und ganze Object unseres Glaubens ist nicht der benannte, sondern der empfundene Gott. Im Blick auf den Himmel, die Erde und in den sympathischen Augenstrahl, in dem ganzen Leben, das geheimnißvoll uns umwebt und in uns eingeht, offenbart sich der Unsichtbare unserer Empfindung. Der Name, in dem wir unsere Empfindung äußern, ist unwesentlich und unzulänglich. Gefühl ist Alles. Jeder Ausdruck der Himmelsgluth, mit welcher der große so oder so Benannte das Herz erfüllt und beseligt, gleicht dem Rauch, der das Feuer umdüstert.

„Wer darf ihn nennen
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: Ich glaub' ihn nicht.
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hierunten fest?
Und steigen freundlich blinkend



Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir?
Und drängt nicht Alles
Nach Haupt und Herzen dir
Und webt im ewigen Geheimniß
Unsichtbar sichtbar neben Dir?
Erfüll davon dein Herz, so groß es ist;
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann, wie Du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür. Gefühl ist Alles;
Name ist Schall und Rauch
Umnebelnd Himmelsgluth."

Alle diese Aussprüche stehen im entschiedenen Widerspruch gegen den Materialismus. Wer das sucht, was die Welt im Innersten zusammenhält, ist Gegner des Materialismus. Dieser ist bloß äußere Analyse. Das, was die Vielheit der Dinge in der Einheit zusammenhält (also die innere geistige Synthese der Dinge), fehlt ihm. „Auch er hat die Theile in seiner Hand; fehlt leider nur das geistige Band." Treffender ist der Materalismus nie gezeichnet und gegeißelt, als in den Worten:

„Daran erkenn' ich die gelehrten Herr'n!
Was ihr nicht tastet, steht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, meint ihr, sei nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.
(Faust, Thl. II.)

Dagegen entsteht die Frage, ob Goethe auch die Klippen des Pantheismus vermieden habe. Es ist nicht zu leugnen, die über das Wesen Gottes mitgetheilten Stellen haben fast sämmtlich einen pantheistischen Zug.

Aber im Pantheismus liegt, so unrichtig er ist, ein richtiges Element, das der Immanenz (Einwohnung) Gottes in der Welt. Der ältere Rationalismus verkannte dieses Element. Um so mehr hebt es Goethe hervor, und es ging ihm dabei wie Schleiermacher, der, wenn sich das Schiff zu sehr nach der einen Seite neigte, um so kräftiger sich mit dem Gewicht seiner Person auf die andere Seite stellte. Gott ist in der Welt und über der Welt zugleich. Goethe betonte den innerweltlichen Gott. Aber er kennt auch den überweltlichen. Er kennt Gott als selbstbewußtes Wesen, das nicht in der Welt aufgeht, sondern selbstständige Existenz hat. Sogar das anscheinend pantheistische Glaubensbekenntniß hebt sich mit der Idee des „Allumfassers" über die All-Einheit hinaus; denn wer das All umfaßt, geht nicht im All auf und ist größer als das All. Die Transcendenz tritt deutlicher heran, wenn Goethe in Wahrheit und Dichtung Gott „den hohen, über uns waltenden" und noch mehr, wenn er ihn so oft Vater nennt. Zum alliebenden Vater wird seine Seele in der Naturbetrachtung aufwärts gezogen. So im Ganymed. Der Frühling glüht ihn an im Morgenglanz. Ein heiliges Froh-

gefühl ewiger Wärme erfüllt seine Seele. Die Blumen und das Gras drängen sich an sein Herz. Die Nachtigall ruft nach ihm. Sein Inneres strebt aufwärts, die Wolken schweben abwärts und neigen sich der sehnenden Liebe. So wird er, die Natur umfassend, von der Natur umfaßt und von ihr, wie Ganymed vom Adler, zum Himmel getragen.

„Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Busen
Alliebender Vater."

Hier erscheint Gott zwar in der Natur lebend, aber zugleich über sie erhaben, jenseitig. Auf den überweltlichen Gott führt auch die Idee der Vorsehung, welche in Goethe's Werken keineswegs fehlt. Wir hörten, wie Goethe Gott ein großes, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Wesen nannte. Wo Ordnen und Leiten ist, da sind Gedanken, und wo Gedanken sind, da ist ein Denker, ein selbstbewußtes Wesen. Wenn Gott nach Goethe „Jedem seine Bahn vorgezeichnet hat"; wenn er „den uralten heiligen Vater mit gelassener Hand aus rollenden Wolken segnende Blitze über die Erde säen" läßt; wenn er in Wahrheit und Dichtung erklärt, „der Glaube sei ein großes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft und diese Sicherheit entspringe aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermächtiges und unerforschliches Wesen";

wenn er im Prolog zum Faust den Plan des Herrn enthüllt, wie er Faust vorsehungsvoll aus der Verworrenheit zur Klarheit führen will: so paßt das Alles nicht auf eine bloße Weltseele, sondern auf eine denkende Persönlichkeit. Wäre Goethe systematischer Philosoph gewesen, so hätte er versuchen müssen, seinen Spinozismus mit seinem Theismus auseinanderzusetzen. Es ist nicht geschehen, und wir haben nur zu constatiren, daß beide einander ergänzenden Gottesbegriffe seinen poetischen Anschauungen abwechselnd zum Grunde liegen. Die Versöhnung beider Gottesbegriffe ist eine Aufgabe, in der die neue Philosophie und Theologie noch begriffen ist. Daß aber Goethe in der Zeit des ödesten Deismus, vor Schleiermacher, Schelling, Hegel und Baader, die Idee der Immanenz Gottes so lebendig und energisch vertreten hat, ist ein Zeichen des vorschauenden Genius. Zwar hatte er Vorgänger; aber sie waren seinem Zeitalter abhanden gekommen, und daß er sie las, geschah gerade deßhalb, weil er in ihnen fand, was er wesentlich durch eigene Intuition bereits gewonnen hatte. Mit Recht rühmt Schiller an Goethe „die schöne Uebereinstimmung seines Instincts mit den reinsten Resultaten der speculirenden Vernunft. „In Ihrer richtigen Intuition liegt Alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht.“ (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, 4. Brief.)

„Die Menschen, welche ohne Gott leben, deren

Herz dem Vertrauen und der Liebe gegen den Unsichtbaren zugeschlossen ist, sind unglücklich.“ (Bekenntnisse.) Erst wenn der Mensch die Ewigkeit im Herzen hat, ist er befriedigt. „Bleibt uns das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht mehr an der vergänglichen Zeit.“ (An Gräfin Auguste von Stolberg.)

„Wo Leben sich des Lebens freut,
Da ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.“

(Vermächtniß.)

Es soll aber das Göttliche im Menschen im ewigen Werden begriffen sein. Ueberhaupt ist ja nur im Werden Lust, die Werdelust. Darum wünscht sich der Dichter im Vorspiel zum Faust die Jugend zurück:

„So gieb mir auch die Zeiten wieder,
Wo ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar.“

Das Ideal aber ist, daß die Jugend ewig daure, daß der Mensch ewig ein Werdender ist. Denn die Einheit von Sein und Werden ist Leben. Wo das Werden aufhört, da wird das Sein zum Nichts. Wenn das Ewige in uns nicht mehr wird, so verkommen wir.

„Das Ewige regt sich fort in Allen;
Denn Alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.“

(Eins und Alles.)

Daß Goethe das Gebet als ein Aneignungsmittel des Ewigen, überhaupt als geistiges Lebensmittel betrachtet und empfunden hat, beweisen zahlreiche Stellen. Es ist ihm ein wahrer Wunderbalsam der Seele.

„Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt."
(Vom Kind und Löwen.)

„So wie der Weihrauch das Leben einer Kohle, so erfrischt das Gebet die Hoffnung des Herzens." Aber nicht allein begeisterte Aussprüche über das Gebet, sondern die innigsten Gebete kommen in seinen Schriften vor. Ich erinnere an die Harzreise im Winter. Ende Novembers 1777 besuchte Goethe den Harz, nicht nur, um den Bergbau zu studiren, sondern auch, um einen unglücklichen, in der Oede des Brockengebiets hausenden Jüngling, der dem Verfasser des Werther brieflich seine tiefe Schwermuth enthüllt hatte, zu sehen und zu trösten. Es ist Plessing aus Wernigerode, später Professor in Duisburg. Dem Dichter gehen auf seinem einsamen Ritt im Dickichtschauer, in kalter starrender Oede, deren Stille nur durch das Rauschen des rauhen Wildes unterbrochen wird, die Gedanken durch die Seele, welche in jenem Gedicht ihren malerischen Ausdruck gefunden haben, in's Besondere das Bild des trübsinnigen, menschenfeindlichen Jünglings, dem er nachspürt. Auf ihn beziehen sich die Worte:

„Ach, wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eigenen Werth
In ungenügender Selbstsucht.“

Dieses tiefe Mitgefühl ergießt sich sodann in das köstliche Gebet:

„Ist auf Deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohr vernehmlich,
So erquicke sein Herz.
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.“

Dieses Gedicht gestattet zugleich einen tiefen Blick in Goethe's Charakter. Er betet, indem er auf dem Wege des Wohlthuns ist. Der betende Goethe ist zugleich der gütige Goethe. Indem er zum Vater der Liebe fleht, hegt und übt er selbst Liebe zu einem seiner Kinder. Darum steht Goethe in der Situation dieses Gedichtes so christlich da, weil in ihm Glaube und Liebe in Harmonie sind. Wenn es wahr ist, was Jung-Stilling von Goethe sagt und Lewes zum Motto seiner Biographie gewählt hat: „Goethe's Herz, das nur Wenige kannten, war so groß wie sein

Verstand, den Alle kannten", so findet sich dazu in der Harzreise im Winter ein Stück Illustration. Bei aller Herzensgüte Goethe's, wie sie uns beispielsweise hier und in den Briefen an Kraft entgegenleuchtet, vermag ich dennoch nicht, das Stilling'sche Urtheil unbedingt zu unterschreiben; denn wenn auch sein Gefühl ebenso tief ist wie seine Erkenntniß, so finde ich sein Herz doch trüber, als seinen Verstand; — und die Herzensreinheit gehört auch zur Herzensgröße.

Nach dem bisher Erörterten soll das Göttliche immer mehr in den Menschen eingehen. Dies wäre nicht möglich, wenn der Mensch nicht gottverwandt wäre. Ohne den Geist Gottes zu haben, kann man von Gott Nichts wissen. „Gott wird ohne Gott nicht erkannt", sagt Irenäus, und sehr alt ist der Vergleich, nach welchem man ebenso wenig Gott ohne Gott wie die Sonne ohne Sonne sehen kann.

„Desine cur nemo videat sine numine numen
Mirari; solem quis sine sole videt?"

(Höre auf, dich zu wundern, warum Niemand die Gottheit ohne die Gottheit sieht; wer sieht die Sonne ohne die Sonne?)

Dies ist auch die Anschauung Goethe's.

„Wär' nicht dein Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nicht erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?"

Er nennt die Seele einen „Spiegel des unendlichen

Gottes.“ (Werther.) Sie ist es, weil sie selbst göttlich ist. Sie stammt von Gott und strebt wieder zu Gott.

„Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser.
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.“

(Gesang der Geister.)

Tief im Innersten tönt die Stimme Gottes:

„O daß wir doch dem reinen, stillen Wink
Des Herzens nachzugehn so sehr verlernen!
Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust,
Ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen ist, und was zu flieh'n.“

(Tasso.)

Im Mittelpunkte unseres Selbst leuchtet das ewige Gesetz, das Gewissen, eine Sonne für unser sittliches Leben:

„Sofort nur wende dich nach Innen,
Das Centrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen,
Denn das selbstständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.“

(Vermächtniß.)

Wir dürfen unsere Gottähnlichkeit ahnen, so oft eine edle Kraft in uns erwacht uud aufleuchtet, — und zwar nicht bloß auf eigenthümlich religiösem Gebiet;

„Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist eine aus dem Innern am Aeußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung giebt.“ (Maximen.)

Wie aber die heilige Schrift Geist und Fleisch unterscheidet, jenen als das göttliche Wesen des Menschen, dieses als das dem Göttlichen widerstrebende Princip („das Fleisch gelüstet wider den Geist, und den Geist wider das Fleisch“), so hat auch Goethe die Doppelnatur des Menschen klar erkannt und in ihrem Widerspruch tief empfunden.

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen,
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andre hebt gewaltsam sich vom Duft*)
Zu den Gefilden hoher Ahnen.“

Diese Doppelnatur mit ihrem Streit ist in Faust-Goethe, wenn auch eminent, doch keineswegs ihm eigenthümlich; sie ist allgemein menschlich. „Das Element der menschlichen Seele ist ein Fegfeuer, worin alle höllischen und himmlischen Mächte durcheinandergehen und wirken.“

---

*) Duft (englisch dust) = Staub.

Der normale Zustand kann dies nicht sein. Die niedere Macht muß sterben, die höhere zum überwältigenden Leben gelangen. Eine Wiedergeburt ist nothwendig.

„Lange hab' ich mich gesträubt,
Endlich gab ich nach;
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach.
Und so lang du das nicht hast,
Dieses Stirb und Werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde."

Die Wiedergeburt bleibt eine ewige Aufgabe und die Freiheit von der Sünde ein Ziel, das auf Erden nur annähernd erreicht wird. Es ist aber etwas Großes und giebt dem Menschen die höchste Empfindung, wenn er sich von einem Hauptfehler losmacht. Er ist dann größer, als ein Anderer, der diesen Fehler nie gehabt hat. „Der gute Mensch, der ohne auffallende Abweichung vom rechten Pfade vor sich hinwandelt, gleicht dem ruhigen, lobenswerthen Bürger, dahingegen jener, als ein Held und Ueberwinder, Bewunderung und Preis verdient, und in diesem Sinne scheint das paradoxe Wort gesagt zu sein, daß die Gottheit selbst an einem zurückkehrenden Sünder mehr Freude habe, als an neunundneunzig Gerechten." (Unterhaltungen der Ausgewanderten.)

Mag die Exegese angefochten werden, in den vor-

hergehenden Worten liegt jedenfalls eine anerkennenswerthe Wahrheit.

Es ist ein doppelter innerer Vorgang, dem sich der Mensch, um zu Gott zurückzukehren, um „gerettet" zu werden, unterziehen muß: das Ringen und Streben einerseits und die Hingabe an die ewige Liebe andererseits. Das Erste ist zugleich schmerzliches Ringen mit der eigenen Sünde, also Buße; das Zweite empfängliche Aufnahme des Götttlichen, also Glaube. „Das ewig Weibliche zieht uns hinan." Im Glauben verhält sich die Seele weiblich zum Göttlichen, d. i. receptiv. Die Voraussetzung der Aufnahme des Göttlichen ist aber die objective Thatsache, daß das Göttliche bereit ist, sich uns mitzutheilen, und so findet der Erlösungsproceß der Seele in dem Gesange der Engel seinen Ausdruck:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen.
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen,
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schaar
Mit herzlichem Willkommen."

(Faust, Thl. II.)

Hiermit in Uebereinstimmung ist der Gedanke: Wenn der Mensch dem Göttlichen, das ihm entgegenkommt, sich aufopfert, seinem sündigen Wollen nach im Feuertode stirbt und aus den Flammen als neuer

Mensch hervorgeht: dann ist er erlös't und gerettet. So in dem Gedichte: Der Gott und die Bajadere. Mahadoe sieht in dem verlorenen Kinde „durch tiefes Verderben ein menschliches Herz"; in der starken, verdorbenen Schale einen göttlichen Kern. Die Schale muß vernichtet, der Kern frei werden und wachsen. Ein Stirb und Werde muß vor sich gehen. Es geschieht. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." Die Bajadere strebt und bemüht sich. „Und sie weint zum ersten Mal." Hingegeben an das Göttliche, das in Mahadoe sich ihr naht, für den Götterjüngling und damit für das Göttliche selbst sich opfernd, feiert sie in Kraft des Göttlichen ihres Wesens Auferstehung.

„Und mit ausgestreckten Armen,
Springt sie in den heißen Tod."

Das ist der Feuertod, in dem die Seele ihr niederes Wesen vernichtet um Gottes willen.

„Doch der Götterjüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor."

Das Himmlische kann nicht im Tode bleiben. Es steht immer wieder auf. Darum muß die Seele, die in göttlicher Traurigkeit ihre Sünde beweint und dem Himmlischen sich übergiebt, mit innerer Nothwendigkeit zugleich mit dem Himmlischen, das sie ergriffen, in den Himmel emporgehoben werden.

„Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.“

Peccatorum lacrymae angelorum deliciae. (Das Weinen der Sünder ist der Wein der Engel.) „Es wird Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut.“ (Luc. 15, 10.)

Darum kann auch Gretchen nicht verloren gehen. „So wir uns selbst richteten, so würden wir nicht gerichtet“, sagt die Schrift (1 Cor. 15, 31). Gretchen hat sich selbst gerichtet, darum wird sie nicht gerichtet. Sie hat sich unter den Donner des „dies irae dies illa“ gestellt; sie hat diesen Tag schon auf Erden in sich erlebt. In der Angst des reuigen Gewissens hat sie ausgerufen: „Gericht Gottes, dir habe ich mich übergeben.“ Aber aus dem innersten Selbstgericht heraus hat sie sich an das Herz Gottes geflüchtet und gerufen: „Dein bin ich, Vater, rette mich!“ Buße und Glaube, die Bedingungen der Gnade, durchdringen ihr Herz. Darum kann sie der Verdammniß nicht verfallen. „Sie ist gerichtet!“ ruft Mephistopheles. Er hat Recht. Das Gesetz ist unverbrüchlich. Nach dem Gesetz muß Gretchen gerichtet werden. Aber dem Gesetz ist bereits sein Recht geschehen. Gretchen hat das Verdict des Gesetzes bereits in sich vollzogen. Das Gericht ist innerlich gehalten; die Strafe ist innerlich übernommen und ausgestanden. Damit ist das Amt des göttlichen

Gesetzes erledigt, und das Amt des göttlichen Evangeliums tritt ein. Das Evangelium predigt Gnade Allen, die mit dem Gesetz sich selbst gerichtet. Darum ruft die himmlische Stimme: „Sie ist gerettet!"

Innerlich hat sich auch Gretchen in den heißen Tod gestürzt. In den Flammen der Buße geläutert durch göttliches Feuer, hat auch sie ihr Stirb und Werde erlebt, und wir finden sie am Ende des Faust (Thl. II) unter den Seligen. So gilt auch in Bezug auf sie das Liebe flammende Wort:

„Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor."

Da Goethe überall Selbsterlebtes schildert, so steht von vornherein fest, daß er von dem innern Sterben und Auferstehen wenigstens vorübergehend Etwas in sich selbst erlebt hat. Freilich stand ihm hierin ein großes Hinderniß entgegen, seine Flucht vor der Selbstbetrachtung. Wer in seinen eignen Busen schaue, äußerte er, dem sei so schlecht in seiner Haut, als Dem, der sein eigenes Gehirn belaure. Es stand indeß nicht völlig in seiner Macht, dem Spiegel der Selbstbeschauung zu entrinnen. Seine Dichtungen verrathen zu deutlich, daß er oft zu seiner Unruhe davor gestanden. Die falsche Kunst, aus Lethe Vergessenheit seiner Fehler zu trinken, hat Goethe nicht gelernt. Richtig schreibt Karl Gödeke mit Anspielung auf eine Aeußerung des Dichters: „Goethe ging (als

er von Sesenheim schied) einer glänzenden Laufbahn entgegen; aber seine Seele wurde unruhig, wenn er an dies Eckchen der Welt dachte.“ Es wird gesagt, sein Sekretär habe ihn nie tiefer bewegt gesehen, als in den Stunden, in welchen Goethe ihm die Sesenheimer Erlebnisse in Wahrheit und Dichtung in die Feder dictirte. Goethe ging dabei wie immer auf und ab, die Hände auf dem Rücken gekreuzt. Aber er blieb oft tief ergriffen stehen, sann und sann, machte lange Pausen, seufzte aus tiefer Brust, und wenn er dann fortfuhr zu dictiren, bebte seine Stimme.

Goethe hatte Friederike verlassen, um in seiner *glänzenden* Laufbahn nicht gehemmt zu werden. Ihr Bild trat zurück im Glanze seines Lebens. So vergißt der Mensch oft die Bilder früherer Tage in der Höhe des Glücks, wie der Mond untergeht im Sonnenschein. Und doch erscheint der Mond zuweilen am lichten Tage, dann aber bleich, geisterhaft, gleichsam klagend. Mit dem ähnlichem Eindruck erscheinen zuweilen vor den Seelen der Glückskinder früh geliebte und dann vergessene Gestalten. So trat, denke ich mir, vor Goethe ab und an das Bild Friederike's von Sesenheim, blaß wie der Mond am Tage, traurig und klagend, ja anklagend, die stumme Frage in sein Inneres richtend: „Warum hast du mir das gethan?“

Aber Goethe wollte ja die Selbstbetrachtung nicht

hegen und pflegen; er gab sich anderen Eindrücken hin, und neue Bilder verdunkelten die alten. Goethe hat dem strafenden Geiste nie lange stillgestanden. Darum wollte der alte Mensch nicht recht zerstäuben; darum konnte der neue Mensch nicht völlig wach werden, wenigstens nicht wach bleiben; und darum mußte Goethe trotz aller sonnenhellen Stunden im Ganzen ein trüber Gast auf Erden bleiben. Hat er doch selbst zu Eckermann gesagt: „Man hat mich immer als einen vom Glück ganz besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens schelten. Aber im Grunde ist's nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen des Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte.“ Woher dies vorherrschende Mißbehagen? Gewiß nicht durch äußeres Mißgeschick. Er deutet das hier selbst an und erklärt an anderen Stellen das Leiden für eine Arznei der Seele.

„Der Hypochonder ist bald curirt,
Wenn ihn das Leben recht cujonirt.“

Eher könnte zu viel Glück ihn verstimmt haben; denn

„Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.“

Im Tasso heißt es:

„O glaube mir, sein launisch Mißbehagen
Ruht auf dem breiten Polster seines Glücks.“

Indessen hat Goethe in seiner Mühe und Arbeit ein heilsames Reactionsmittel gegen die Gefahren des Glücks gehabt. Auch kann großes Glück, wenn es im rechten Geiste genossen wird, sogar zur Buße leiten und ein Anlaß freudiger Erhebung werden. Der Grund seines Mißbehagens liegt tiefer. Er liegt in dem zwar blutigen, aber unentschiedenen Kampf der zwei Seelen in seiner Brust, in der nicht niedergeworfenen innern dunkeln Macht, die sein herrliches, strahlendes Leben hemmte und trübte. Hinter ihm lag nicht „im wesenlosen Scheine das, was uns Alle bändigt, das Gemeine". Vernommen hat er zwar, doch nicht gründlich befolgt das schwer verstandene Wort:

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet."
(Geheimnisse.)

Er hat der einen Seele, die ihn in derber Liebeslust mit klammernden Organen an die Welt fesselte, rücksichtsvolle Rechnung getragen; er hat der andern Seele, die ihn zu den Gefilden hoher Ahnen hob, nicht ohne Vorbehalt gehorcht. Vortrefflich sagt Karl Hase, „daß zuweilen in den Gebilden und Tönen hoher Künstler, die sittlich tief unter ihren Werken stehen, ein schmerzlicher Zug, eine herzzerreißende Klage uns und sie selbst überrascht, die sogar ihren Schöpfungen einen rührenden Zauber mehr verleiht, weil die Klage so menschlich zum Menschen spricht von

dem allgemeinen Loose, daß wir Alle nur aufstreben und aufblicken nach unsern Idealen, wie Adler nach der Sonne, wie Adler viele mit zerbrochenen Fittichen." Ja, besonders stark ausgeprägt war in Goethe die Zwienatur, besonders hoch waren seine Ideale, und er stand tief unter ihnen. Er sah zur Geistersonne auf wie ein Adler mit gebrochenem Fittich. Daher die herzzerreißende Klage und Sehnsucht:

„Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist
Doppelt mit Erquickung füllest;
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!"

Diese Worte, mit Bleistift auf grobes Papier geschrieben, kamen in die Hände der Frau von Stein. Ihre Mutter schrieb auf die Rückseite: „Den Frieden lasse ich euch. Meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt giebt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht. Jesus Christus."

Jesus Christus nimmt in Goethe's Glaubensleben keine centrale, sondern nur eine Seiten-Stellung ein. Doch finden sich unter den zum Theil einander widersprechenden Aeußerungen über Christus und das Christenthum sehr erhabene und gläubige Aussprüche, vorzüglich in der ersten und letzten Dichterperiode,

während die mittlere viel Absprechendes darbietet. „Gott ist Mensch geworden, damit wir armen, sinnlichen Creaturen ihn möchten fassen und begreifen können.“ (Brief eines Landgeistlichen.) „Die ewige Liebe mischte sich in das Elend der Welt und ward auch elend, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht würde; und so lieb' ich Jesum Christum und glaub' ich an ihn, und danke Gott, daß ich an ihn glaube.“ (Daselbst.) „Ich halte die Evangelien für durchaus ächt; denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je das Göttliche auf Erden erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus; ich beuge mich vor ihm als der Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit.“ (Gespräche mit Eckermann.) — Die Offenbarung in Christo und selbst die Inspiration der heiligen Schrift anzuerkennen, wurde Goethe sehr leicht, weil er jeden großen Gedanken als göttlichen Einfluß betrachtete. „Jede Productivität höherer Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folgen hat, steht in Niemandes Gewalt und ist über alle irdische Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben zu betrachten, die er mit freudigem Danke zu empfangen und zu verehren hat. Es ist dem Dämonischen vergleichbar, das übermächtig mit ihm thut,

was es beliebt. In solchen Fällen ist der Mensch als ein Werkzeug einer höheren Weltordnung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses." (Gespräche mit Eckermann.) Dies gilt in eminentem Sinne vom neuen Testament.

„Wir sehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würd'ger und schöner brennt,
Als in dem neuen Testament."

(Faust.)

Das Christenthum ist göttlich und die Bibel aus göttlicher Kraft erzeugt, also nicht mechanisch, sondern dynamisch inspirirt. Das Ansehen von Christenthum und Bibel kann daher nur wachsen. „Mag die geistige Cultur nur immer fortschreiten; mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will — über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien leuchtet, wird er nicht hinauskommen." (Gespräche mit Eckermann.) „Je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, desto mehr wird die Bibel zum Theil als Fundament, zum Theil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht von naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Menschen genützt werden." (Farbenlehre.) — Dieses Vertrauen zur heiligen Schrift gründete sich bei Goethe auf die Macht ihres Geistes. Wie er in Wahrheit und Dichtung erzählt, hatte sich bei ihm schon früh

die Grundansicht festgesetzt, „bei Allem, was uns überliefert werde, komme es auf den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werkes an; hier liege das Ursprüngliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche, und keine Zeit, keine äußere Einwirkung und Bedingung könne diesem Urwesen Etwas anhaben". Die Schrift sei als der Körper eines geistigen Wesens anzusehen. Dieses, „das Innere, Eigentliche einer Schrift, die uns besonders zusagt, zu erforschen, sei eines Jeden Sache, und dabei vor allen Dingen zu erwägen, wie sie sich zu unserm eigenen Innern verhalte, und inwiefern durch jene Lebenskraft die unsrige erregt und befruchtet werde. Alles Aeußere hingegen, was auf uns unwirksam oder einem Zweifel ausgesetzt sei, habe man der Kritik zu überlassen, welche, wenn sie auch im Stande sein sollte, das Ganze zu zerstückeln und zersplittern, dennoch niemals dahin gelangen werde, uns den eigentlichen Grund, an dem wir festhalten, zu rauben, ja uns nicht einen Augenblick an der einmal gewonnenen Zuversicht irre zu machen." „Durch diesen Begriff ward mir denn die Bibel erst recht zugänglich." „Ich hatte überhaupt zu viel Gemüth an dieses Buch verwendet, als daß ich es jemals wieder hätte entbehren können. Eben von dieser gemüthlichen Seite war ich gegen alle Spöttereien geschützt, weil ich deren Unredlichkeit sogleich einsah. Ich verabscheute sie nicht nur, sondern ich konnte darüber in Wuth gerathen, und

ich erinnere mich noch genau, daß ich in kindlich-fanatischem Eifer Voltaire'n, wenn ich ihn hätte habhaft werden können, wegen seines Saul gar wohl erdrosselt hätte." Auf diesem Standpunkte konnten ihn die einzelnen Widersprüche, die in äußeren Dingen in der Schrift gefunden und von Bibelfeinden zu ihrer Herabsetzung geltend gemacht werden, gar nicht stören. Sie berührten das Wesen der Sache nicht. Dieses ist herrlich und ewig. „Die Evangelisten mögen sich widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht." (Wahrheit und Dichtung.) Aber weil ihm Alles auf die innere Lebenskraft der Bibel ankommt, so ruft er in dem Briefe eines Landgeistlichen dem Confrater zu: „Noch Eins, Herr Bruder, laßt eure Gemeinde ja die Bibel lesen; doch bitte ich euch, nichts vorzubringen, was ihr nicht Jedem an seinem Herzen beweisen könnt, und wenn's hundertmal geschrieben stände." Goethe war der Ansicht, daß man das Christenthum keinem Menschen ancommandiren könne, und daß die Göttlichkeit der Schrift schwerlich Einem zu beweisen ist, der sie nicht fühlt (a. a. O.). Daß von den Geistlichen vielfach im entgegengesetzten Sinne verfahren wurde, verstimmte ihn gegen die Kirche. In's Besondere waren es drei Steine des Anstoßes, die sie ihm verleideten. Das Böse, so herrschend es im Menschen ist, gehört dennoch nicht zu seiner Substanz; er könnte ja sonst nicht vom Bösen erlös't werden. Was Gift ist, läßt sich vom Gift

nicht befreien; was vergiftet ist, kann entgiftet werden. Die menschliche Natur ist vergiftet, aber nicht Gift. Diese Wahrheit ist von der lutherischen Kirche gegen Flacius, der die Sünde zur Substanz des Menschen stempelte, ausgefochten und in der Concordienformel festgestellt. In Praxi wurde der antiflacianische Satz vergessen und die menschliche Natur als substanziell böse behandelt. Dies stieß Goethe ab. Er sei, sagt er in Wahrheit und Dichtung, „von der Ueberzeugung auf's innigste durchdrungen, daß der menschlichen Natur inwendig noch ein gewisser Keim zuzugestehen sei, welcher, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geistlicher Glückseligkeit emporwachsen könne." Das Zweite, was ihn gegen die Kirche einnahm, war, daß in jener Zeit, in der auch die sogenannten Orthodoxen nicht mehr völlig orthodox waren, die Dogmen auf eine künstliche Weise zurechtgemacht wurden und so den Seelen widerwillen aufgedrängt werden sollten; das Dritte, daß viele Neologen die Dogmen vor der Menge lächerlich machten. In diesem Sinne äußerte er sich gegen Falk: „Legte man sich über die Mysterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Stillschweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung, nach dieser oder jener Linie verkünstelt, irgend Jemandem widerwillen aufzunöthigen, oder sie wohl gar durch unzeitigen Spott oder vorwitziges Ableugnen vor der Menge zu entehren und in Gefahr zu bringen, so wollte ich selbst

der Erste sein, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen besuchte und sich dem allgemein praktischen Bedürfniß eines Glaubens, der sich unmittelbar an das Thätige knüpfte, mit vergnüglicher Erbauung unterordnete." Goethe faßte das Christenthum überwiegend ethisch auf. Es ist ihm wesentlich Gesinnung und That. Allerdings wußte er, daß Gesinnungen ohne Ueberzeugungen undenkbar sind, und nahm die hingeworfene Behauptung, „beim Glauben komme Alles darauf an, daß man glaube; was man glaube, sei völlig gleichgiltig" in Wahrheit und Dichtung ausdrücklich zurück. Er begünstigt den Indifferentismus nicht; „es ist kein Vortheil für die Heerde, wenn der Schäfer ein Schaf ist" (Brief eines Landgeistlichen). Aber die intolerante Streittheologie hielt Goethe für ungeeignet, Gesinnungen zu erwecken, und aus seinem Widerwillen gegen sie ist seine hie und da wirklich verbitterte Stimmung gegen Christenthum und Kirche sammt seinen absprechenden Aeußerungen über sie großentheils zu erklären. In's Besondere konnte er, wenn man seine Ansichten gar nicht gelten lassen wollte, in eine Polemik gerathen, auf deren Spitzen seine Grundansicht gar nicht lag. Er quälte dann seine Opponenten, wie er selbst sagt, „mit allerlei Paradoxieen und Extremen, und wenn sie ungeduldig werden wollten, so entfernte er sich mit einem Scherz." (Wahrheit und Dichtung.) Nach diesem Allen kann sich die Kirche noch freuen, wenn

sie zuletzt mit dem freilich bedingten Lobe davonkommt: „Das Licht ungetrübter Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß es den armen, gar schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche, aber tritt als wohlthätige Vermittlerin ein, damit Allen geholfen und damit Vielen wohl werde.“ (Brief an Eckermann.) Im Ganzen wußte Goethe sehr wohl von dem Pfaffen den Prediger zu unterscheiden, und, während er jenen verachtete, diesen zu ehren.

„Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,
Der Prediger steht zur Wache,
Und daß der Erbfeind nichts erreicht,
Ist aller Deutschen Sache.“

(Den 31. Oct. 1817.)

Die letzten Worte sind zugleich einer von den vereinzelten patriotischen Lichtstrahlen in Goethe's Werken. Vorzugsweise hat Goethe dem Protestantismus die Ewigkeit prophezeit; doch vermißt er an seinem Cultus die Fülle und Consequenz und bedauert, daß die Siebenzahl der Sacramente auf zwei reducirt ist. Das Lutherthum erkennt er in einem Briefe an Zelter „für sehr würdig begründet“, da es auf dem Gegensatz von Gesetz und Evangelium, Nothwendigkeit und Freiheit, sowie auf der Vermittelung solcher Extreme beruhe. „Das Gesetz strebt nach Liebe, die Liebe erfüllt das Gesetz, aber nicht aus eigener Macht, sondern durch den Glauben an den Alles bewirkenden Messias. Das Lutherthum widerstrebt der reinen

Vernunft nicht, sobald sie die Bibel als Weltspiegel betrachtet. Diese Conceptionen in einem singbaren Gedichte auszusprechen, würde ich mit dem Donner auf Sinai, mit dem: Du sollst! beginnen, mit Christi Auferstehung aber und dem: Du wirst! schließen.“ (Die Cantate zum Lutherfest 1817, auf diese Ideen gegründet, ist liegen geblieben und nur in einer Skizze vorhanden.) Durch die Wirksamkeit Christi gelangt also der Mensch von dem „Du sollst lieben“ zu dem „Du wirst lieben“, vom kategorischen Imperativ zu der Liebe, die das Gesetz mit Lust erfüllt. Bei der Würdigung des Lutherthums spricht demnach Goethe dieselbe Idee aus, die Schiller als das Charakteristische des Christenthums hinstellt, wenn er dieses als Darstellung schöner Sittlichkeit, als freie Neigung zu den Forderungen des Gesetzes, als Sieg nicht über das Herz, sondern durch das Herz bezeichnet. Seine brieflich gegebene Zustimmung zu der Schiller'schen Ansicht ist demnach keine Phrase.

In früheren Jahren warnte Goethe vor Abscheu und Verachtung gegen die katholische Kirche. „Hat sie doch wenig menschliche Satzungen, die nicht auf etwas Göttlich-Wahres gegründet wären. Laßt sie, leidet sie und segnet sie. Warum lästert ihr die Messe? Sie thun zu Viel, das weiß ich; aber laßt sie thun, was sie wollen. Verflucht sei der, der einen Dienst Abgötterei nennt, dessen Gegenstand Christus ist.“ (Brief eines Landgeistlichen.) Aber schon damals

verurtheilt er die Hierarchie. „Luther arbeitete, uns von der geistlichen Knechtschaft zu befreien; möchten doch alle seine Nachfolger so viel Abscheu vor der Hierarchie behalten haben, als der große Mann empfand.“ (Das.) Von seiner italienischen Reise brachte er eine entschiedene Antipathie gegen die katholische Kirche mit, die sich gelegentlich auf seine Stimmung gegen die ganze Kirche übertrug, bis er sie im Alter wieder mit Liebe beurtheilte. Der jugendliche Goethe fühlte sich eine Zeit lang zu den Herrenhutern hingezogen. „Es wäre“, sagt er, „nur auf sie angekommen, mich zu dem Ihrigen zu machen.“ Aber weil sie ihn nicht als einen Christen gelten lassen wollten, so erkaltete seine Neigung, zumal da seine Anthropologie zu der ihrigen nicht stimmte. Auch Männer wie Jung-Stilling, Lavater und Hamann besaßen mit ihrem keineswegs correct kirchlichen, sondern individuellen, ja sonderbaren Christenthum wohl die Kraft, ihn anzuziehen, aber nicht die, ihn zu halten. Einzelne „Stille im Lande“ sind von Goethe der größten Aufmerksamkeit und Verehrung gewürdigt. Er wußte sich ganz in ihren Gedankenkreis hineinzudenken; doch fand er ihn zu eng, und so befriedigend und segensreich er für einzelne Seelen und Sekten sein mochte, ohne Zukunft für die Menschheitsreligion; aus solchen Regionen, meinte er, könne nichts Menschheitbezwingendes hervorgehen, — und so konnte denn auch nichts Goethe-Bezwingendes in ihnen mächtig sein.

Es bleibt uns noch übrig, einen Blick in Goethe's Eschatologie zu werfen. Er glaubte an die Fortdauer des Geistes nach dem Tode. In der Farbenlehre nennt er es edel, „die drei hohen Ideen: Gott, Tugend und Unsterblichkeit, in sich zu erregen und für die Ewigkeit zu cultiviren". „Der Gedanke an den Tod" — erklärt er in einem Gespräch mit Eckermann — „läßt mich in völliger Ruhe; denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur. Er ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Er ist der Sonne ähnlich, die bloß unseren irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unsterblich fortleuchtet." Ohne den Glauben an Unsterblichkeit kann die Seele nicht froh werden. „Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja ich möchte mit Lorenzo di Medici sagen, daß alle Diejenigen auch für dieses Leben todt sind, die kein anderes glauben." (Gespräche mit Eckermann.) Auf das lebendigste ist dieser Gedanke in der ergreifenden Scene „Glockenklang und Chorgesang" im ersten Theile des Faust verkörpert. Schon hat Faust die Giftschale an die Lippen gesetzt. Da zieht der Gesang „Christ ist erstanden" mit Gewalt das Glas von seinem Munde.

„O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder."

In der Ahnung des Ewigen wird er mit dem

Endlichen versöhnt. Der Sieg über den Tod stellt das Leben wieder her. Die ewige Freude des Gottmenschen ergießt sich in die Seele der Seinen.

„Christ ist erstanden
Aus der Verwesung Schooß.
Reißet von Banden
Freudig euch los.
Thätig ihn Preisenden,
Liebe Beweisenden,
Brüderlich Speisenden,
Predigend Reisenden,
Wonne Verheißenden,
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!"

Gefeiert wird in diesem Himmelsliede die aus dem Glauben an den Sieg des Lebens quellende Werdelust, die in ihren Liebesthaten offenbart, daß der Auferstandene in ihr ist.

Stricte Beweise für die Unsterblichkeit des Geistes kann man am wenigsten von einem Dichter verlangen. Sie wird uns von Goethe mehr in Situationen, als in abstracten Begriffen vorgeführt. Wenn die himmlische Stimme über Gretchen ruft: „sie ist gerettet", so ist selbstverständlich, daß ihre Seele nicht untergeht. Zuweilen läßt sich jedoch Goethe zu Gründen für die Fortdauer des Geistes herbei. Vor Allem zieht er den Schluß von der Nothwendigkeit der Unsterblichkeit auf ihre Wirklichkeit. Die Beobachtung der Natur hat ihn gelehrt, daß alle Wesenklassen

mit den Vorzügen ausgestattet sind, die sie nicht entbehren können. Die Unsterblichkeit ist dem Menschen unentbehrlich; folglich muß sie sein.

„Du hast Unsterblichkeit im Sinn;
Kannst du mir auch die Gründe nennen?
O ja! der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können.“

In einem Gespräch mit Falk am Begräbnißtage Wielands wird die Unzerstörbarkeit und ewige Entfaltung der Seele auf ihre Monadennatur gegründet (Monaden sind absolut einfache und darum untheilbare Einheiten). Die durchgängige Ernsthaftigkeit dieses Gesprächs steht nicht fest. Goethe erklärt darin, er werde sich nicht wundern, „wenn er einst diesem Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe nach Jahrtausenden wieder begegnete und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Licht Alles, was ihm irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte“. Die Monaden hätten die Bestimmung, selig mitschaffende Kräfte Gottes zu sein. „Ich bin gewiß, wie Sie mich hier sehen, schon tausendmal dagewesen und hoffe wohl noch tausendmal wiederzukommen.“ Das mag ein vorübergehender Einfall sein; die Monadentheorie an sich ist aber ernstlich gemeint und in Goethe's Ueberzeugung tiefer begründet; denn sie kommt in jenem Gespräch nicht vereinzelt vor. Noch kurz vor seinem Tode sagte er zu Eckermann: „Die Natur kann die Entelechie nicht ent-

behren. Aber wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, muß man auch eine sein." Das Wort Entelechie, von Aristoteles zuerst gebraucht, bezeichnet ein energievolles (strebekräftiges) Sein, wie es denn bei Aristoteles mit dem Ausdruck Energie wechselt, und kann durch Kraftwesen übersetzt werden. Bei Goethe ist es, nach dem Vorgange von Leibnitz, mit Monade gleichbedeutend.

Folgerecht war es der große und andauernde Thätigkeitsdrang in Goethe, der ihm die Ewigkeit verbürgte. Er sagt: „Die Ueberzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriffe der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die gegenwärtige meinem Geiste nicht ferner auszuhalten vermag." Die Vollendung dieses Gedankens giebt der teleologische Satz: „Daß in den Menschen so viele geistige Anlagen sind, die sie in diesem Leben nicht entwickeln können, deutet auf eine bessere Zukunft, auf ein künftiges harmonisches Sein." (Werther.) Den Eingang in's Jenseits bezeichnet Goethe im zweiten Theile des Faust als eine Loslösung aus dem Puppenstande, ganz in Uebereinstimmung mit dem Wunsche seines Tasso, der im Blick auf das Bild des Seidenwurms, welcher sich in seinen Sarg eingesponnen hat, ausruft:

„O geb' ein guter Gott uns auch dereinst
Das Schicksal des beneidenswerthen Wurms,
Im neuen Sonnenthal die Flügel rasch
Und freudig zu entfalten!"

Die Art des Uebergangs ist unfaßbar. „Ich habe das Zutrauen zur ewigen Liebe, daß sie am besten wissen wird, den unsterblichen und unbefleckbaren Funken, unsere Seele, aus dem Leibe des Todes auszuführen und mit einem neuen und unsterblich reinen Kleide zu umgeben." Wir werden demnach dort einen verklärten Leib haben. „Wir fühlen auch die Ahnung körperlicher Anlagen, auf deren Entwickelung wir in diesem Leben Verzicht thun müssen." (Werther.) Auf dem Standpunkte einer erklommenen Felsenspitze unter vorbeiziehenden Wolken ruft Goethe-Werther: „Mit welchem Verlangen hol' ich tiefer und tiefer Athem, wenn der Adler in dunkler blauer Tiefe unter mir über Felsen und Wäldern schwebt und in Gesellschaft eines Weibchens um den Gipfel, dem er seinen Horst und seine Jungen anvertrauet hat, große Kreise in sanfter Eintracht zieht. Soll ich denn nur immer die Höhe erkriechen, und wenn ich mühselig mein Ziel erreicht habe, mich ängstlich anklammern, vor der Rückkehr schaudern und vor dem Falle zittern?" (Werther.) Der künftige Leib ist demnach keine Schranke der Seele mehr. Aber bei aller Schrankenlosigkeit wird der Geist nicht zerfließen. Spinoza hatte gerufen: „Weil ich Gott über Alles liebe, freue

ich mich aufzuhören und unterzugehen in seiner Unendlichkeit." Anders Goethe. In allen über Unsterblichkeit mitgetheilten Stellen tönt die Fortdauer des Ich hindurch. Der Mensch bleibt ewig Individuum.

Der Herr hat einst im Angesicht des heiligen Berges Garizim am Abrahams- oder vielmehr Jakobsbrunnen mit dem sündigen samaritischen Weibe freundlich gesprochen und von ihr in jener großen Güte, die zuweilen im Nehmen sich zeigt, den Trunk irdischen Wassers erbeten. Er hat ihr dagegen das Wasser geboten, das den Durst auf ewig stillt und in das ewige Leben quillt, auch dabei das große Wort ihr in's Herz gesenkt: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." Jene Gnade und diese Wahrheit fließen seitdem über die Erde und wirken bis in den Himmel. Der ewige Gnaden- und Wahrheitsquell steht allen Sündern offen. Darum wird am Ende des Faust (Thl. II) mit Berufung auf jene Liebe offenbarende Brunnenscene um Begnadigung der büßenden Sünder, in's Besondere Gretchen's, gefleht:

„Bei dem Bronn, zu dem schon weiland
Abram ließ die Heerde führen;
Bei dem Eimer, der dem Heiland
Kühl die Lippe durft' berühren:
Bei der reinen, reichen Quelle,
Die nun dorther sich ergießet,
Ueberflüssig ewig helle
Rings durch alle Welten fließet."

Mit der Begnadigung ist die vollkommene Verklärung verbunden. Hier auf Erden hielt die niedere Natur immer noch die höhere fest. Die beiden Seelen wollten sich nicht trennen. Dort werden sie durch die ewige Liebe geschieden. Die niedere vergeht, die höhere besteht.

Damit hört auch das Ach! auf, das in Folge der hier auf Erden geeinten Zwienatur tief aus der Seele seufzt. („Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust." „Ach, ich bin des Treibens müde".) Die Peinlichkeit des Erdenrestes hört zugleich mit diesem auf. So singen die vollendeten Engel:

„Uns bleibt ein Erdenrest
Zu tragen peinlich;
Und wär' er von Asbest,
Er ist nicht reinlich.

. . . .

Kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur
Der innigen Beiden;
Die ewige Liebe nur
Vermag's zu scheiden."

(Faust, Thl. II.)

Nur in ungetrübter Klarheit ist die ungetrübte Seligkeit. Alle Herrlichkeit der Erde ist nur ein ahnungsvolles Bild des Ewigen; „alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß." Alles Gute ist auf Erden Stückwerk, im Himmel hat es sein volles Leben;

„das Unzulängliche hier wird es Ereigniß." Auf Erden können wir das Beste, das in uns lebt, nicht einmal aussprechen, viel weniger ausführen, im Himmel wird es seinen vollen Ausdruck finden; wir können dann alles Herrliche, das wir ahnungsvoll empfanden, sagen und thun; „das Unbeschreibliche hier ist es gethan".

Eine besondere Freude wird uns zu Theil werden durch die Wiedervereinigung mit unseren verklärten Freunden. Goethe spricht oft vom Wiedersehn, z. B. im Werther, in den Wahlverwandtschaften und im Faust. Gretchen empfängt den Geliebten geläutert im Himmel zurück:

„Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück!"

An die Gräfin Auguste von Stolberg schrieb Goethe: „In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für uns gesorgt sein. . . Möge sich in den Armen des allliebenden Vaters Alles wieder zusammenfinden."

In den Armen des allliebenden Vaters ruht nun auch er. Röhr hat an Goethe's Sarge in der Fürstengruft zu Weimar die Worte gesprochen: „Und so übergeben wir seine unsterbliche Seele der Barmherzigkeit Gottes." Wir votiren ebenso, — und zwar

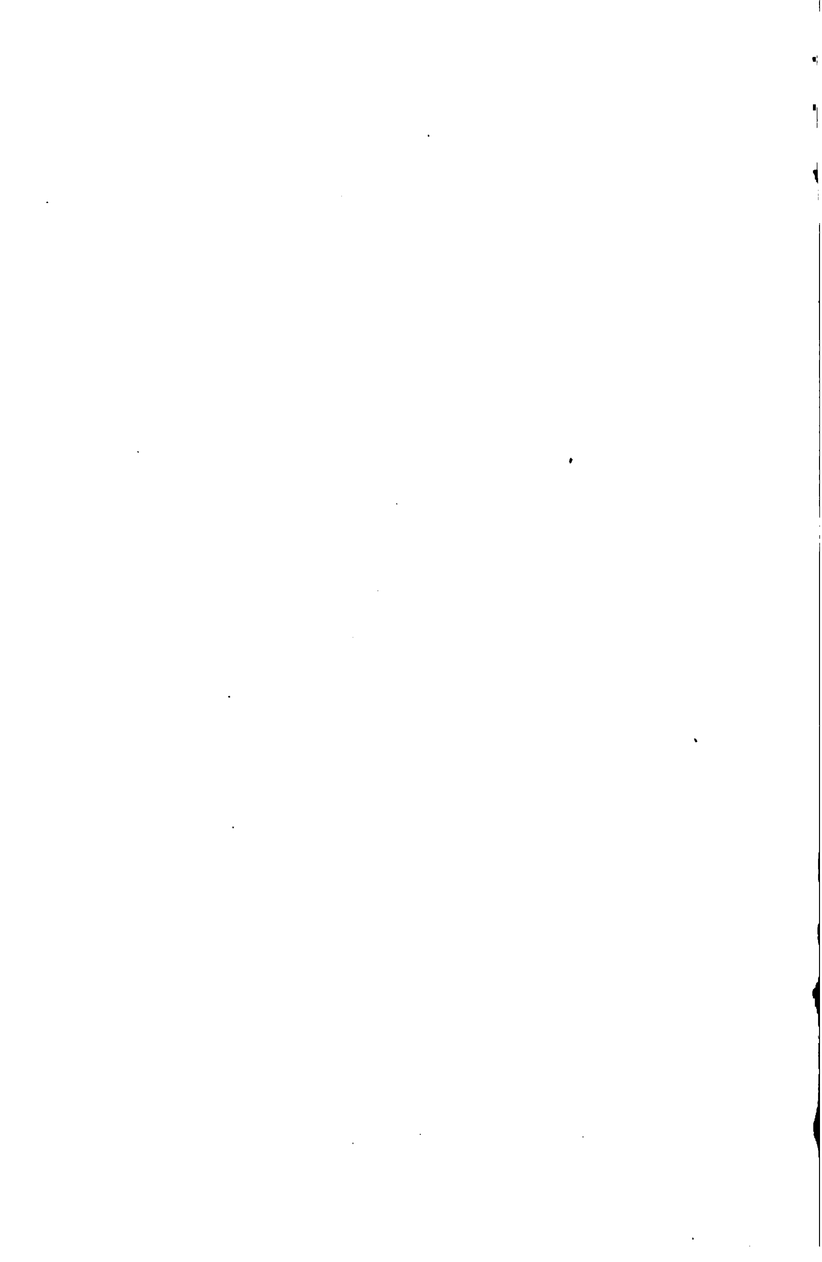
mit Zuversicht. Was der Geist dem sterbenden Goethe auf die blassen Lippen gelegt: „Mehr Licht!" — dieses Wort ist jetzt Wahrheit geworden. Er hat „im neuen Sonnenthal die Flügel rasch und freudig entfaltet". Aber es handelt sich bei dem Uebergang in's Jenseits nicht um einen unorganischen Sprung. „Mehr Licht" ist dort, also ist doch auch hier schon Licht, wenn auch weniger. Es geht aus Licht zum Licht. Wohl ist auf der Erde viel Finsterniß, und es hat auch sein Recht, wenn sie ein Jammerthal genannt ist. Aber sie ist es nur im Vergleich mit dem Himmel, nicht an sich; sie ist kein absolutes, sondern nur ein relatives Jammerthal. Denn sie ist Gottes Erde, und darum hat sie ihren lichten Strahl. Den soll man nicht verdüstern.

„Der Gotteserde lichten Strahl
Verdüstern sie zum Jammerthal.
Daran erkennen wir geschwind,
Wie jämmerlich sie selber sind."

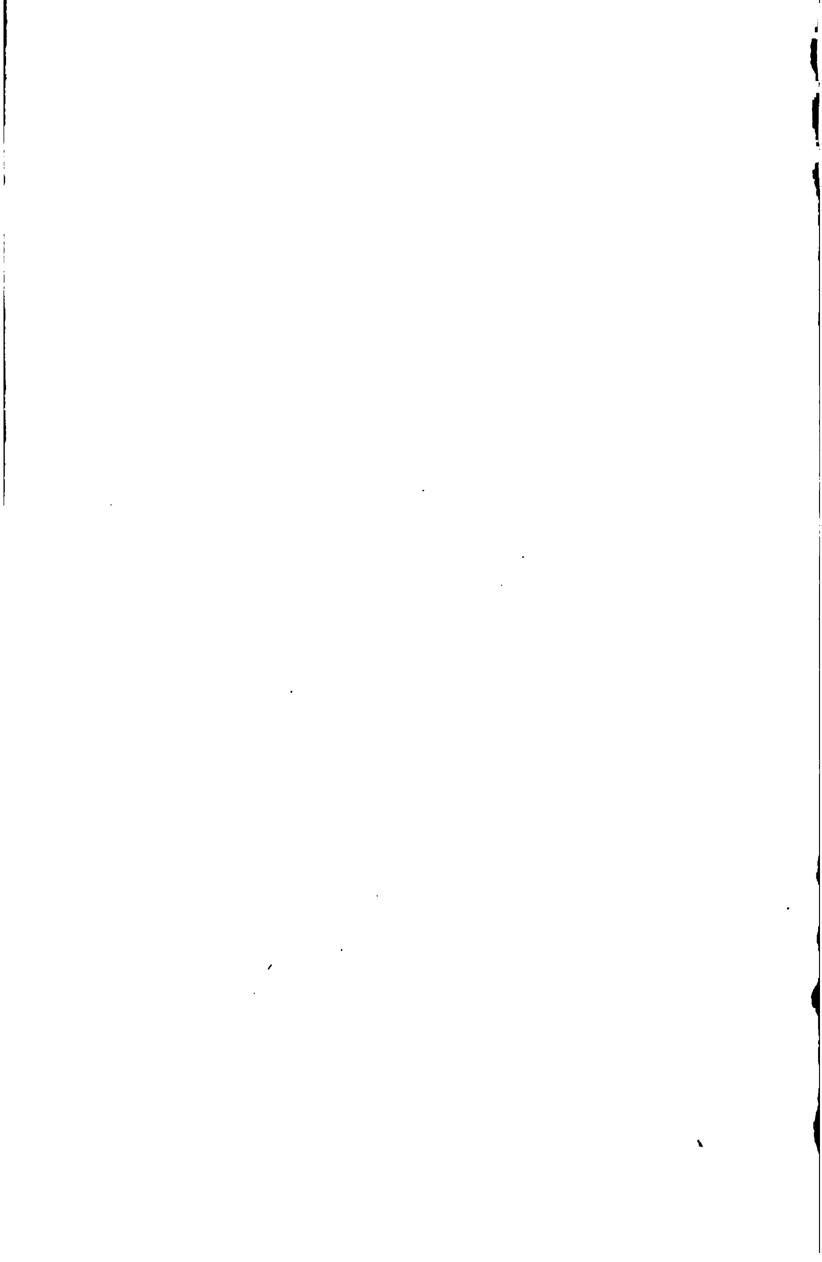
Goethe hat sich gewünscht, nie Mangel des Gefühls und nie Gefühl des Mangels zu haben. Wir dürfen behaupten: Je größer der Mangel des Gefühls, desto größer ist auch das Gefühl des Mangels an dem Licht, das die Erde verklärt. Die Erde ist voll der Güte des Herrn (Ps. 33, 5) und somit eine große Oblate der ewigen Liebe. Jedem Empfänglichen wird der Theil des Universums, an den wir gewiesen

sind, sein verborgenes geistiges, göttliches Wesen erschließen; wird der lichte Strahl des Lebens die Erde zur Gotteserde weihen.

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Herz ist zu, dein Sinn ist todt.
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenroth!"



Schiller's Religion.



Religion ist Leben der Seele in Gott. Nach Schiller's Ansicht ist es dem wahren Dichter wesentlich, religiös zu sein. Er nennt ihn „gottbeseelt", und in der Theilung der Erde heißt der Dichter Jupiter's „getreuster Sohn". Er lebt über dem Endlichen und empfängt dafür das Unendliche zum Lohne.

„Wo warst du denn, als man die Welt getheilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.
Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr;
Verzeih' dem Geiste, der von deinem Lichte
Berauscht das Irdische verlor.

. . . .

Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein."

Darum naht das Lied den Menschen als „ein Fremdling aus der andern Welt"; wer es vernimmt, „tritt in heilige Gewalt" und wird verklärt:

„So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nah'n,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.
(Die Macht des Gesanges.)

Daß Schiller an Gott glaubt, ist selbstverständlich; denn Gott beseelt ihn. Er hat Gott, darum glaubt er an Gott. Wer Gott nicht hat, glaubt nur scheinbar an Gott. Er kann wohl mit dem kalten Gedanken sich sein Dasein vorstellig machen; aber — sagt Schiller —

„Dein Eigen ist nur, was du fühlest;
Soll er dein Eigenthum sein, fühle den Gott, den du denkst."

Das Gefühl ist das zuständliche Bewußtsein. Im Gefühl ist das Göttliche gegenwärtig; im Herzen kündigt es sich an. Losgelös't vom Gefühle ist die Vernunft nicht Stimme unseres eignen innersten Wesens:

„Stimme des Ganzen ist deine Vernunft; dein Herz bist du selber;
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir lebt."

Der Glaube an Gott ist daher ein Product des eigenen göttlichen Zustandes, der Gegenwart des Göttlichen in uns, die wir fühlen.

„Drum, edle Seele, entreiß dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre!
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sah'n,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor."

(Die Worte des Wahns.)

„Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht."

(Hoffnung.)

Wer demnach nicht an Gott glaubt, in dem ist ein Wesensdefect, ein Mangel göttlichen Seins in der Seele; etwas unendlich Werthvolles fehlt:

„Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt."

Von diesen drei Worten lautet das dritte und größte:

„Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke,
Und ob Alles im ewigen Wechsel kreis't,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist."

Hiernach ist Gott keine bloße Naturkraft, keine bloße Weltseele, sondern ein Ich, ein selbstständiges denkendes und wollendes Wesen, eine Intelligenz, ein Charakter. Folgerecht wird Gott außer- und überweltlich, transcendent gedacht, z. B. im Liede an die Freude:

„Brüder, über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen."

Im Tell:

„Dort droben ist dein Vater, den ruf an!"

Zugleich aber wird Gott innerweltlich, immanent erfaßt, Theils in der Seele:

„Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron."
(Ideal und Leben.)

Theils in der Natur: „Wie merkwürdig wird mir nun Alles? Jetzt, Raphael, ist Alles bevölkert um mich herum. Es giebt für mich keine Einöde in der ganzen Natur mehr. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geist. Wo ich Bewegung bemerke, da rathe ich auf einen Gedanken. Und so verstehe ich die Lehre von der Allgegenwart Gottes." (Philosophische Briefe.)

Im Ganzen gehen diese beiden wirklich zusammengehörigen und einander ergänzenden Anschauungen in Schiller neben einander her; doch herrscht in verschiedenen Perioden die eine vor der andern vor. In seiner supranaturalistischen Jugendzeit und in seiner ersten rationalisirenden Schriftstellerperiode die Transcendenz; in seiner zweiten, die man die Spinozistische nennen kann, die Immanenz; in seiner dritten, Kantischen, wiederum die Transcendenz; in seiner nachkantischen stehen beide im Gleichgewicht*).

*) Eine harte Abgränzung dieser Perioden ist unmöglich;

In jener zweiten Periode kommen craß-pantheistische Aussprüche vor, z. B.:

„Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit:
Fand das höchste Wesen schon kein gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Geisterreiches
Schäumt ihm die Unendlichkeit."

(**Die Freundschaft**,
aufgenommen in die Philos. Briefe)

---

nach leisen Spuren in Schiller's schriftstellerischen Anfängen (z. B. im „Abend" 1776) tritt die Immanenz zuerst mit Macht in der Anthologie auf das Jahr 1782 hervor, besonders in der Ode „Die Freundschaft", welche 1781 gedichtet ist, vor Allem aber in den Theosophischen Briefen des Julius v. J. 1786. Daß dieser Aufsatz in seinen Grundzügen schon 1781 geschrieben oder wenigstens geplant ist, ergiebt sich aus einem Zusatz zu der Ueberschrift der „Freundschaft": „Aus den Briefen des Julius an Raphael, einem noch ungedruckten Roman." Ferner ist zu beachten, daß Schiller bei der Redaction dieser Briefe im Jahre 1786 nach ihren eigenen Geständnissen ihrer Theosophie schon nicht mehr traute. „Diesen Morgen durchstöre ich meine Papiere. Ich finde einen verlorenen Auffsatz wieder, entworfen in jenen glücklichen Stunden meiner stolzen Begeisterung. Raphael, wie ganz anders finde ich jetzt das Alles! Es ist das hölzerne Gerüst der Schaubühne, wenn die Beleuchtung dahin ist. Mein Herz suchte sich eine Philosophie, und die Phantasie unterschob ihr Träume. Die wärmste war mir die wahre." (Julius an Raphael.) Geht hieraus schon hervor, daß 1786 die philosophische Anschauung der Briefe des Julius bereits verlassen war, so zeigt das Lied an die Freude vom Jahre 1785, welches Gott einseitig über die

„Gott und Natur sind zwei Größen, die sich vollkommen gleich sind. Die Natur ist ein unendlich getheilter Gott. Wie sich im prismatischen Glase ein weißer Lichtstreif in sieben dunklere Strahlen spaltet, hat sich das göttliche Ich in zahllose empfindende Substanzen gebrochen. Wie sieben dunklere Strahlen in einem hellen Lichtstreife wiederum zusammenschmelzen, würde aus der Vereinigung aller dieser Substanzen ein göttliches Wesen hervorgehen. Die vorhandene Form des Naturgebäudes ist das optische Glas, und alle Thätigkeiten der Geister sind nur ein unendliches Farbenspiel jenes einfachen göttlichen Strahles. Gefiele es der Allmacht dereinst, dieses Prisma zu zerschlagen, so stürzte der Damm zwischen ihm und der Welt ein, alle Geister würden in einem Unend-

---

Sterne setzt, daß die Idee der Immanenz Gottes schon damals ihn nicht mehr beherrschte. Viehoff betrachtet mit Recht das Lied an die Freude als einen Ausfluß der Freundschaft mit Körner (die Schiller 1785 im April nach Leipzig zog). Es ist nicht zu zweifeln, daß Körner an dem Umschwung in der Seele Schiller's causalen Antheil hat. Durch ihn lernte er die Kantische Philosophie kennen, die er allmälig sich aneignete, aber erst seit 1791 gründlich studirte. Hiernach scheint die zweite Periode von 1781—1785, die dritte (nach einem unsicheren Zwischenstadium, in welchem in schwebender Lust und Pein die Freude 1785 und die Resignation 1786 gedichtet werden konnten und neben einander denkbar sind) von 1786 bis 1795 datirt werden zu sollen, worauf die vierte mit der Ueberwindung Kant's beginnt.

lichen untergehen, alle Accorde in einer Harmonie in einander fließen, alle Bäche in einem Strom aufhören." (Philosophische Briefe.)

Vom Pantheismus ist Schiller durch die Kantische Philosophie gründlich geheilt; selbst der Wahrheit des Pantheismus, daß alles Leben ein einiges ist, und daß das All in Gott lebt, webt und ist, unternahm er mit Schmerzen den Abschied zu geben. Die Thatsache, daß die zu seiner Zeit herrschende Theologie und Philosophie das Universum entgottete und das göttliche Wesen einseitig über die Welt setzte, erfüllte ihn, gerade weil er dieser Ansicht selbst verfiel, mit jener Wehmuth, aus der seine Götter Griechenlands geboren sind (1788). Er klagt:

„Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere
Die entgötterte Natur."

Nach seinem genialen Instinkte, dem er in der zweiten Periode regel- und zügellos gefolgt war und in der dritten (Kantischen) trotz der Speculation des Kopfes mit dem sehnenden Herzen verhaftet blieb, soll das Universum so aufgefaßt werden, daß das Ewige im Zeitlichen pulsirt, das Diesseits soll nicht vom Himmlischen entleert und nicht nur das Jenseits damit erfüllt sein. Durch die Schöpfung soll Lebensfülle fließen und Alles eines Gottes Spur aufweisen. Weil aber dieser Geistes- und Gottesdurst von der dürren Theologie und Kirche seiner Zeit nicht gestillt

wurde, ja seine eigene Reflexion von jenem einseitigen Transcendentismus gefangen genommen wurde, so reagirte sein innerstes Gefühl mit Schmerzen gegen den Verstandesbegriff; es wandte sich mit schwärmerischem Verlangen nach dem gottestrunkenen Hellenenthum zurück und sang seine sehnsuchtsvolle Klage in den „Göttern Griechenlands" aus.

Goethe, der von der Einwohnung Gottes in der Natur naiv durchdrungen war, ohne durch eine philosophische Theorie von seiner instinctiven Wahrheit abgelenkt zu werden, konnte die Lebensfülle der Natur, wie sie immer und auch jetzt ist, besingen; Schiller, den die Reflexion hinderte, den immanenten Gott in der Gegenwart zu finden, mußte ihn im Leben der Vergangenheit aufsuchen.

„Da ihr noch die schöne Welt regiertet,
Wie ganz anders, anders war es da!
— — — — — — —
Da der Dichtkunst zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand,
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur."

Darstellung des Richtigen und Wahren in dem, was Schiller dem Alterthum hier vindicirt, ist gerade Bestrebung der neueren Theologie; auch für sie fließt

durch die Schöpfung Lebensfülle, und dem eingeweihten Blicke zeigt Alles eines Gottes Spur. Sieht man auf die Wurzel der Schiller'schen Elegie, so klagt sie nicht gegen die ächte und lebendige, sondern gegen die falsche und verknöcherte Kirche.

Weil die Sehnsucht, das Himmlische im Irdischen, das Göttliche im Menschlichen zu schauen, durch die Erscheinung des Gottmenschen gestillt ist, so nennt Moritz Carriere sehr treffend jenes Lied einen Sehnsuchtsruf nach dem Heilande.

Daß übrigens Schiller in den Göttern Griechenlands nicht die absolute Wahrheit besingen wollte, beweis't das Gedicht selbst; denn „was nie empfinden wird, empfand". Die Beseeltheit der Natur ist ihm also damals selbst undenkbar. Auch hat er nach seinen eigenen brieflichen Mittheilungen zugegeben, daß er die religiöse Ansicht der „Weisen" und des Volks im Hinblick auf Halbdenker karrikirt hat. Obgleich er die relative Wahrheit des Gedichtes aufrecht erhielt, blieb ihm doch immer ein peinlicher Rest zurück, der ihm bei der liebevollsten Revision nicht aufgehen wollte. Er konnte sich auf die Götter Griechenlands nicht immer mit Vergnügen besinnen und rechnet sie in einem Briefe an Humbold zu den Gedichten, an die er oft den Gedanken fliehen mußte.

Nachdem Schiller (seit 1795) den Kantianismus überwunden und nicht mehr nöthig hatte, den innerweltlichen Gott in den Gedanken der Vorzeit zu

suchen, finden wir in seinen Gedichten wieder reichliche Spuren von dem klaren Bewußtsein des wesentlich gegenwärtigen Gottes, jedoch mit dem Unterschiede von der zweiten (Spinozistischen) Periode, daß von nun an Gott fast nur dem innersten Kerne des Menschen (siehe weiter unten), fast nie der Natur immanent gedacht wird. Als ein Traumleben zerronnener Ideale erschien ihm die goldene Zeit, von der er singt:

„Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quelle Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.
Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur mit Jugendlust,
Bis sie zu athmen, zu erwarmen
Began an meiner Dichterbrust."

(Die Ideale.)

Ist für Goethe die Natur Gottes Leib und Wohnung, so ist sie für Schiller, abgesehen von seiner theosophischen Periode, überwiegend nur Gottes Arbeit und Wirkung. Aber diese Wahrheit durchdrang auch seine ganze Seele, und wir vernehmen ihren energischen Ausdruck durch alle Stadien seiner Schriftstellerlaufbahn. Schon in seiner Abhandlung über Philosophie

der Physiologie (1779) sieht er durch göttliche Wirkung alle Kräfte des Universums gleich Saiten eines Instruments tausendstimmig zusammenlauten in eine Melodie. In seinem Don Carlos ist Gott der große Künstler der Natur. Gerade die Regelmäßigkeit und Untadelhaftigkeit der Naturgesetze, von der der Freigeist Anlaß nimmt, einen Gott für überflüssig zu erklären, ist der größte Hymnus auf die Gottheit. In diesem Sinne spricht der Marquis Posa:

„Ihn,
Den Künstler wird man nicht gewahr, bescheiden
Verhüllt er sich in ewige Gesetze.
Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. Wozu
Ein Gott? sagt er, die Welt ist sich genug!
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr,
Als dieses Freigeists Lästerung gepriesen."

Im „Tanz" (1795) sieht er in dessen regelmäßiger Bewegung, in des Rhythmus goldenem Zügel, in der Ordnung des tobenden Sprunges ein zugleich vorbildliches Symbol der Harmonie des Weltalls:

„Und dir rauschen umsonst die Harmonien des Weltalls?
Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabenen Gesangs?
Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen?
Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?
Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maß."

Gegen das Verständniß dieser göttlichen Sprache des Universums und der Bedeutung seines harmonischen

Wohllautes bedeutet die bloß astronomische Erkenntniß todter Gesetze wenig.

„Weil du liesest in ihr, was du selber in sie geschrieben,
Weil du in Gruppen für's Aug' ihre Erscheinungen reihst,
Deine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
Wähnst du, es fasse dein Geist ahnend die große Natur.
So beschreibt mit Figuren der Astronom den Himmel,
Daß in dem ewigen Raum leichter sich finde der Blick,
Knüpft entlegene Sonnen, durch Siriusfernen geschieden,
An einander im Schwan und in den Hörnern des Stiers.
Aber versteht er darum der Sphären mystische Tänze,
Weil ihm das Sternengewölb' sein Planiglobium zeigt?“
(**Menschliches Wissen**, 1795.)

Der Weise behorcht überall sinnend „den schaffenden Geist“;

„Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.“
(**Der Spaziergang**.)

Weil Schiller's Gott ein lebendiger Gott ist, so glaubt er in vollem Sinne an eine göttliche Vorsehung. Die Weltgeschichte im Ganzen und das Leben des Einzelnen liefern den Beweis, daß in den Geschicken der Menschen nicht Zufall und Willkür, sondern Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe walten. „Es giebt Erscheinungen“ — sagt er in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges —, „die den nachdenkenden Geist auf eine höhere Ordnung der Dinge verweisen.“

Selbst da, wo der Mensch Nichts als das in freien Lüften schwebende Factum sieht, „sehen höhere Geister die zarten Spinnweben einer That durch die ganze Dehnung des Weltsystems laufen und vielleicht an die entlegensten Gränzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen.“ (Vorrede zu Fiesco.) Es heißt im Tell: „Dem Muthigen hilft Gott“; „es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen“; „die Unschuld hat im Himmel einen Freund“; „wir wollen trauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen“. Bekannt, aber immer wieder ergreifend ist das Schiller'sche Wort: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.“ Alles, was auf's Gegentheil deutet, ist nur vorübergehender Schein. „Des Menschen Engel ist die Zeit.“ (Wallensteins Tod.)

An den Sieg des Guten über das Böse glaubt Schiller von ganzer Seele.

„Siehst du dort die Sonne
Am Himmel niedergehn? So gewiß
Sie morgen wiederkehrt in ihrer Klarheit,
So unausbleiblich kommt der Tag der Wahrheit.“
(Johanna.)

Ist es nicht, als ob wir die Schrift hören, wenn sie sagt: „Er wird deine Gerechtigkeit hervorbringen wie das Licht und dein Recht wie den Mittag“ (Ps. 37, 6)? oder: „Dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude dem frommen Herzen“ (Ps. 97, 11)?

Besonders lebhaft ist in Schiller der Vorsehungsglaube in Bezug auf die göttliche Sendung der Genien. Gott legt in den Genius das glänzende Bild dessen, was der Welt noch fehlt. Aber so gewiß es Gott ihm in das Herz gelegt, so gewiß ist es auch zu haben, ja schon da, und dem innern idealen Zuge entspricht eine Realität. Darum soll der Genius dem Gottestriebe in seiner Brust trauen. Seine innere Offenbarung und der Gang des Universums stehen mit einander in Harmonie, und was ihm Gott verheißungsvoll in die Seele sprach, das wird erfüllt.

Diese Idee ist mit besonderer Anschaulichkeit im Columbus ausgeprägt:

„Immer, immer nach West! Dort muß die Küste sich zeigen;
Liegt sie doch deutlich und liegt schimmernd vor deinem Verstand.
Traue dem leitenden Gott und folge dem schweigenden Weltmeer,
Wär' sie noch nicht, sie stieg jetzt aus den Fluthen empor.
Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die and're gewiß."

Wort gehalten wird dem Genius! Das hatte Schiller in seinem innern Leben trotz aller Gährungen und Hemmungen reichlich erfahren. Auch äußere Hilfe war ihm immer geworden, wenn die Noth am größten war. Er erkannte dies, wie Frau von Wollzogen erzählt, mit Rührung an, und wenn er auch,

wie sie bemerkt, über Gott nur in den reinsten Momenten sprach, so waren seine Zeugnisse um so inniger und wahrer. Es liegen außerhalb seiner Dichtungen einzelne vor, die gerade, weil sie für die Oeffentlichkeit nicht bestimmt waren, um so unzweifelhafter seine eigene Ueberzeugung darlegen. So führt er die beglückende Befreundung mit Körner in einem Briefe an ihn auf die Vorsehung zurück, indem er sagt: „Eine dunkele Ahnung ließ mich so viel, so viel von Euch erwarten, als ich meine Reise nach Leipzig beschloß; aber die Vorsehung hat mir mehr erfüllt, als sie mir zusagte, hat mir in Euern Armen eine Glückseligkeit bereitet, von der ich mir damals nicht einmal ein Bild machen konnte." An Goethe schreibt er: „Und so lasse ich den Himmel walten, der mich noch nie verlassen hat."

Die Idee der von allem menschlichen Verdienst unabhängigen Gottesliebe findet ihren stärksten, wenn auch mythologischen Ausdruck in dem Gedichte: Das Glück. Seine Form ist hellenisirend, sein Inhalt christlich. Es ist eine poetische Paraphrase des Bibelwortes: „Alle gute und vollkommene Gabe kommt von oben herab." (Jac. 1, 17.)

„Alles Höchste es kommt frei von den Göttern herab."

Darum soll man alle Anmuth, alle hohe Kraft und in's Besondere alle Genialität den damit Beglückten gönnen, im Glanze ihrer Gaben sich sonnen und dadurch ihre Freude zu der seinigen machen.

„Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie verdienstlos
Wie der Lilie Kelch prangt durch der Venus Geschenk.
Laß sie die glückliche sein; du schaust sie, du bist der Beglückte;
Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzücket sie dich."

So wird auch das Lied dein, wenn du, weit entfernt, den Dichter zu beneiden, seine Gaben als Gottesgaben ansiehst und daran dich weidest.

„Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt."

Dir singt also der Sänger; begrüße ihn; dann kommt durch ihn, den gottbeseelten, Gott dir nahe.

„Weil er der Göttliche ist, kannst du der Selige sein."

In Marktsachen mag man markten:

„Auf dem geschäftigen Markt, da führe Themis die Wage,
Und es messe der Lohn streng nach der Mühe sich ab;
Aber die Freude ruft nur ein Gott auf die sterblichen Wangen;
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu seh'n."

Feiert dieses Gedicht den göttlichen Factor unseres Geschickes, die Gnade, so heben andere den zweiten Factor, die menschliche Freiheit und That, besonders hervor, z. B.:

„Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt."

(Ideal und Leben.)

Die Zusammenfassung beider Factoren singt die Glocke in den Worten des Meisters:

„Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben."

Die Anthropologie Schiller's stimmt mit der Kirche darin überein, daß er einen ursprünglich paradiesischen und unschuldigen Zustand des Menschengeschlechts lehrt, tritt ihr aber dadurch entgegen, daß er in dem Sündenfall einen Fortschritt erblickt. Der Mensch lebte in wonniger Unmündigkeit, unter Vormundschaft des Instinkts, also nicht frei, folglich nicht wahrhaft moralisch. Der Abfall vom Instinkt war seine erste freie That, ein Schritt, der zwar das moralische Uebel in die Schöpfung brachte, aber nur, um das moralisch Gute darin möglich zu machen und, wenn auch erst nach späten Jahrtausenden, das anfängliche Paradies des Instinkts zu einem Paradiese der Freiheit hinaufzuarbeiten. „Der Volkslehrer hat ganz recht, wenn er diese Begebenheit als einen Fall des ersten Menschen behandelt und, wo es sich thun läßt, nützliche Lehren daraus zieht; aber der Philosoph hat nicht weniger recht, der menschlichen Natur im Großen zu diesem wichtigen Schritt zur Vollkommenheit Glück zu wünschen. Der erste hat recht, es einen Fall zu nennen; denn der Mensch

wurde aus einem unschuldigen Geschöpf ein schuldiges, aus einem vollkommenen Zögling der Natur ein unvollkommenes moralisches Wesen, aus einem göttlichen Instrument ein unglücklicher Künstler. Der Philosoph hat recht, es einen Riesenschritt der Menschheit zu nennen; denn der Mensch wurde dadurch aus einem Sklaven des Naturtriebes ein freihandelndes Geschöpf, aus einem Automaten ein sittliches Wesen, und mit diesem Schritt trat er zuerst auf die Leiter, die ihn nach Verlauf von Jahrtausenden zur Selbstherrschaft führen würde.“ (Ueber die erste Menschengesellschaft.)

Uebrigens ist der ursprüngliche Instinkt und damit der göttliche Einklang der getreuen Natur nicht absolut verloren. Seine Offenbarungen können noch an der Quelle geschöpft werden, die silbern und kühl tief unten im Schacht des reinen Verständnisses rieselt*). Durch alle dunkeln Strömungen des schuldigen Herzens unbeirrt und durch sie hindurch muß der reine Geist bis zu jenem Quell hinabsteigen. Da kann er in dem stillern Selbst, in dem eigentlichen Gotteskerne des Menschen die innere Gottesoffenbarung behorchen, um sie dann in das Wort zu fassen, das gleichwohl dem großen Haufen noch ge-

---

*) Wir folgen hier dem Texte des Genius, wie er unter dem Titel „Natur und Schule“ zuerst in den Horen gedruckt ist.

heimnißvoll bleibt. So gewinnt die Weisheit wieder, was die Natur verloren hat.

„Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verstummt in der entadelten Brust.
Nur in dem stillern Selbst vernimmt es der horchende Geist noch,
Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.
Hier beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt,
Und die verlor'ne Natur giebt ihm die Weisheit zurück."

(Der Genius.)

„In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel.
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit."

(Sprüche des Confucius.)

Dieser Abgrund ist der innerste verborgene Kern der Dinge, in's Besondere der tiefe Grund des Menschenherzens, der unverwüstlich göttlich ist bei aller Schuld.

Es giebt sogar noch immer Seelen voll göttlicher Einfalt, die unverwirrt von Zweifel und Leidenschaft ein weniger verschüttetes gutes Theil des Urinstinkts bewahrt haben und deswegen ohne Weiteres in sich die Wahrheit vernehmen, welche die Wissenschaft erst mittelbar, mühsam und allmälig gewinnt. Das sind die spielenden Kinder*), denen glückt, was den Weisen

*) Natur und Schule, am Schluß.

mißlingt; die blind erringen, was die Weisen im Lichte verfehlen. Was sie mit heiligem Munde reden, bewegt allmächtig den erstaunten Sinn. Sie selbst merken den Gott nicht, der in ihrem Herzen gebietet. Einfach und still gehen sie durch die eroberte Welt. In ihrer köstlichen Naivität stehen sie da höher als alle Wissenden; die Wissenschaft kann sie Nichts lehren, sie kann nur von ihnen lernen. Der wahre Genius, der ächte Künstler muß immer diese göttliche Einfalt, diese instinctive Offenbarung in sich tragen; sonst kann er das reine, schöne Symbol nicht schaffen, in welchem die Wahrheit vorausgeoffenbart ist. „Naiv muß jedes wahre Genie sein, oder es ist keins; seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes; seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten; seine Worte sind Göttersprüche ans dem Munde eines Kindes." (Ueber naive und sentimentalische Dichtung.)

„Was erst, nachdem Jahrtausende verflossen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Großen
Vorausgeoffenbart dem kindlichen Verstand."

(Die Künstler.)

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet*) in Einfalt ein kindlich Gemüth."

(Worte des Glaubens.)

---

*) „Uebet", nicht „ahnet" oder „erkennt". Das Ueben setzt das Ahnen und Erkennen voraus, ist dessen Evolution und Erweis.

Uebrigens ist in der ganzen Menschheit noch so viel instinctiver Wahrheitssinn, daß Schiller sagen konnte: „Der Mensch ist, ehe er anfängt zu philosophiren, der Wahrheit näher, als der Philosoph, der seine Untersuchungen noch nicht geendet hat. Man kann deshalb ohne alle weitere Prüfung ein Philosophem für irrig erklären, sobald dasselbe dem Resultate nach die allgemeine Empfindung gegen sich hat."

Die Krone der Schiller'schen Anthropologie ist die Lehre von der persönlichen Fortdauer des Menschengeistes nach dem Tode. Ist das Gedicht ächt, womit er im Jahre 1789 eine Freundin in Weimar über den Tod ihres Gatten getröstet haben soll, so ist eine vollständige Beweisführung für die Unsterblichkeit des Geistes von ihm in unseren Händen. Da aber die Aechtheit — wenn auch vielleicht mit Unrecht — von verschiedenen Seiten beanstandet ist, so wollen wir es hier unberücksichtigt lassen, was um so leichter verschmerzt werden kann, da uns die Spuren des Unsterblichkeitsglaubens in zahlreichen Aussprüchen Schiller's sich aufdrängen. Allerdings hat auch er gezweifelt. Als ihm sein theosophischer Pantheismus unter- und die Kantische Philosophie noch nicht aufgegangen war, überkam ihn vorübergehend jene skeptische Stimmung, der — im schmerzlichen Blick auf zertretene Hoffnungen — 1786 seine „Resignation" und das später unterdrückte philosophische Gespräch im Geisterseher — beide mit dem Verzicht auf Glückseligkeit in einem

Jenseits — entsprossen sind. Aber diese interimistischen Gedanken verschwinden vor der Fülle und Wucht aller erhabenen Ausblicke in die Ewigkeit, bei denen ihm und uns in Schiller's Schriften aller Stadien das Herz aufgeht.

Die Hoffnung wird mit dem Greis nicht begraben.

„Denn beschließt er am Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf!
Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne der Thoren.
Im Herzen kündigt es laut sich an,
Zu was Besserm sind wir geboren,
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht."

(Hoffnung.)

Welche Saat wir auch immer dem dunkeln Schooß der Erde vertrauen mögen:

„Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zum schönern Loos."

(Die Glocke.)

Als Attinghausen's leuchtende Seele durch sein sterbendes Auge bricht, sagt Stauffacher:

„Seht, welcher Glanz sich um sein Aug' ergießt!
Das ist nicht das Erlöschen der Natur,
Das ist der Strahl schon eines neuen Lebens."

Dort ist Freude und Größe für alle Seelen, die hier treu waren:

„Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!
— — — — — — — — —
Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden,
Das harte Dulden ist ihr schweres Loos;
Durch strengen Dienst muß sie geläutert werden;
Die hier gedienet, wird dort oben groß."

(Jungfrau.)

„Möge der Himmel" — schreibt Schiller über den Tod seiner Mutter im Jahre 1802 — „der theuern Abgeschiedenen mit reichen Zinsen vergelten, was sie im Leben gelitten und für die Ihrigen gethan."

Dort findet die Milde einen milden Richter:

„Brüder, über'm Sternenzelt
Richtet Gott, wie ihr gerichtet."

(An die Freude.)

Dort ist Offenbarung der lauteren Wahrheit:

„Schon enthüllt sind dir die Räthsel alle,
Wahrheit schlürft dein hochentzückter Geist,
Wahrheit, die in tausendfachem Strahle
Von des großen Vaters Kelche fleußt."

(Elegie auf den Tod eines Jünglings.)

Was wir hier im schönen Symbol ahnend erfaßten, wird dort in enthüllter Wesenheit vor uns stehen:

„Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.“

(Die Künstler.)

Selbst wenn wir hier irrten in unseren Glaubensvorstellungen; das ihnen zu Grunde liegende gläubige Gefühl wird nicht getäuscht werden:

„Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem stillen, gläubigen Gefühl.“

(Thekla.)

Dort werden wir frei sein von Sünde. Thekla, die an ihrem Vater bei aller seiner Größe den Makel auf Erden nicht übersehen konnte, sieht ihn dort geläutert:

„Dort ist auch der Vater, frei von Sünden,
Den der blut'ge Mord nicht mehr erreicht.“

(Thekla.)

Dort giebt es ein Wiedersehen:

„Lebt wohl, ihr gefallenen Brüder,
In einer anderen Welt wieder.“

(Schlacht.)

„Auf Wiedersehn in einer andern Welt.“

(Lionell zu Talbot.)

„Du verlierst mich, Karl —
Auf viele Jahre — Thoren nennen es
Auf ewig.“

(Posa.)

„Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,
Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,
Dort wo keine Thräne wird geweint."

(Thekla.)

Darum konnte Schiller dem Freunde bei seiner Vermählungsfeier begeistert zurufen:

„Ewig, wie du selber bist,
Währe Deine Freude!
Wenn die Sonne nicht mehr ist,
Liebe noch wie heute!"

(Hochzeitslied.)

Aber nur verwandte Seelen werden sich wiederfinden; Seelen, die mit dem Zuge der Liebe zu einander gezogen werden. Darum spricht Thekla's Geisterstimme:

„Dorten wirst auch du uns wiederfinden,
Wenn dein Lieben unserm Lieben gleicht."

Wo aber keine Liebe ist und kein Glaube an die Liebe — was immer zusammenfällt —, da kommen diese Hoffnungen gar nicht in Frage; denn sie sind erloschen:

„Ich bekenne es freimüthig, ich glaube an die Wirklichkeit einer uneigennützigen Liebe. Ich bin verloren, wenn sie nicht ist; ich gebe die Gottheit auf, die Unsterblichkeit und die Tugend. Ich habe keinen Beweis für diese Hoffnungen mehr übrig, wenn ich aufhöre, an die Liebe zu glauben. Ein Geist, der

sich allein liebt, ist ein schwimmender Atom im unermeßlichen leeren Raume!" (Philosophische Briefe.)

Durch alle diese Aussprüche geht der Herzenston jener wahren Empfindung und eigenen Ueberzeugung, auf die sich Schiller selbst beruft, wenn er an einen hinterbliebenen Vater schreibt: „Ihr Sohn ging zu Dem zurück, von dem er gekommen ist. So kam er früher und rein behalten dahin, wohin wir später, aber schwerer beladen mit Vergehungen, gelangen. Er verlor Nichts und gewann Alles. Bester Vater meines geliebten Freundes, das sind nicht auswendig gelernte Gemeinsprüche, die ich Ihnen hier vorlege; das ist eigenes, wahres Gefühl meines Herzens, das ich aus trauriger Erfahrung schöpfen mußte."

Die Idee der Unsterblichkeit soll aber nicht eudämonistisch ausgebeutet, und auf den Lohn in der künftigen Welt soll nicht speculirt werden. Es ist zwar schon eine Veredlung der menschlichen Seelen, den gegenwärtigen Vortheil dem ewigen aufzuopfern; es ist die edelste Stufe des Egoismus, aber Egoismus bleibt es doch. „Liebe verschenkt, Egoismus leiht — einerlei vor dem Throne der richtenden Wahrheit, ob auf den Genuß des nächstfolgenden Augenblickes, oder die Aussicht einer Märtyrerkrone — einerlei, ob die Zinsen in diesem Leben oder im andern fallen!"

„Denke dir eine Wahrheit, die dem ganzen Menschengeschlechte auf entfernte Jahrhunderte wohlthut;

setze hinzu, diese Wahrheit verdammt ihren Bekenner zum Tode, diese Wahrheit kann nur erwiesen werden, nur geglaubt werden, wenn er stirbt. Denke dir den Mann mit dem hellen, umfassenden Sonnenblick des Genies, mit dem Flammenrade der Begeisterung, mit der ganzen erhabenen Anlage zur Liebe. Laß in seiner Seele das vollständige Ideal jener großen Wirkung emporsteigen; laß in dunkler Ahnung vorübergehen in ihm alle Glücklichen, die er schaffen soll; laß die Gegenwart und Zukunft zugleich in seinem Geiste sich zusammendrängen — und nun beantworte dir, bedarf dieser Mensch der Anweisung auf ein anderes Leben? Die Summe aller dieser Empfindungen wird sich verwirren mit seiner Persönlichkeit, wird mit seinem Ich in Eins zusammenfließen. Das Menschengeschlecht, das er jetzt sich denkt, ist er selbst. Es ist ein Körper, in welchem sein Leben, vergessen und entbehrlich, wie ein Blutstropfen schwimmt — wie schnell wird er ihn für seine Gesundheit verspritzen!" (Philosophische Briefe.)

In seiner späteren Abhandlung über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten hat Schiller die Concession gemacht, daß die Menschheit, wie sie nun einmal ist, zu ihrer sittlichen Stärkung den Glauben an die Unsterblichkeit nicht entbehren kann:

„Obgleich Derjenige im Reiche der Geister unstreitig eine höhere Stelle bekleiden würde, der weder die Reize der Schönheit, noch die Aussichten auf eine

Unsterblichkeit nöthig hätte, um sich bei allen Vorfällen der Vernunft gemäß zu betragen, so nöthigen doch die bekannten Schranken der Menschheit selbst den rigidesten Ethiker, von der Strenge seines Systems etwas nachzulassen, ob er demselben gleich in der Theorie Nichts vergeben darf, und das Wohl des Menschengeschlechts, das durch unsere zufällige Tugend gar übel besorgt sein würde, noch zur Sicherheit an den beiden starken Ankern der Religion und des Geschmackes zu befestigen."

Die bisher entwickelten religiösen Anschauungen sind im Ganzen christlich, aber nicht eigenthümlich christlich, da sie auch in anderen Religionen, wennschon weniger lebendig und ausgeprägt, vorkommen. Worin besteht nun das specifisch Christliche der Schiller'schen Religion? Und zunächst: Worin fand Schiller die differentia specifica, d. i. den Art machenden Unterschied, des Christenthums?

Er schreibt an Goethe: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter*) die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir nur deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakter des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in

*) d. i. der Kraft nach.

nichts Anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion." (Den 17. August 1795.)

Schiller ist hier über Kant hinausgegangen, obgleich wir nicht leugnen wollen, daß er die Keime zur Ueberwindung Kant's schon vor und während seiner Kantischen Periode in sich getragen hat, wie denn überhaupt bei neuen Epochen die gewonnenen Wahrheiten nicht absolut neu sind, sondern nur zum Durchbruch kommen.

Kant will mit dem kategorischen Imperativ die sinnliche Natur durch die geistige niederschmettern. Schiller will eine Harmonie beider Naturen. Dann erst ist des Menschen sittliche Denkart geborgen. Der bloß niedergeworfene Feind kann wieder aufstehen, aber der versöhnte ist wahrhaft überwunden. Womit haben es „die Kinder des Hauses verschuldet, daß Kant nur für die Knechte sorgte? Tugend ist Neigung zur Pflicht. Nur in dem Indifferenzpunkte von Wollen und Sollen liegt die wahrhaftige Schönheit der Person.

„Ueber sein Herz zu siegen, ist groß; ich ehre den Tapfern;
Aber wer durch sein Herz sieget, er gilt mir noch mehr."

(Der Vorzug.)

In einer schönen Seele ist die Pflicht zur Neigung und die Vereinigung von Vernunft und Affect zur Natur geworden. Schönheit ist Freiheit in der Erscheinung.

„Eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affect die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben in Widerspruch zu stehen. Darum sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Man kann ihr auch keine einzige darunter zum Verdienst anrechnen, weil eine Befriedigung des Triebes nie verdienstlich sein kann. Die schöne Seele hat kein anderes Verdienst, als daß sie ist. Mit einer Leichtigkeit, als wenn bloß der Instinkt in ihr handelte, übt sie der Menschheit peinlichste Pflichten aus, und das heldenmüthigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, fällt wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes in die Augen. Darum weiß sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein schulgerechter Zögling der Sittenregel, so wie das Wort des Meisters ihn fordert, jeden Augenblick bereit sein wird, vom Verhältniß seiner Handlungen zum Gesetz die strengste Rechnung abzulegen. Das Leben des Letzteren wird

einer Zeichnung gleichen, worin man die Regel durch harte Striche angedeutet sieht, und an der allenfalls ein Lehrling die Principien der Kunst lernen könnte. Aber, in einem schönen Leben sind, wie in einem Tizianischen Gemälde, alle jene schneidenden Gränzlinien verschwunden, und doch tritt die ganze Gestalt nur desto wahrer, lebendiger und harmonischer hervor. In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren." (Ueber Anmuth und Würde.)

Hiernach bilden die schönen Seelen die höchste Gattung der Menschen, den Adel der sittlichen Welt.

„Adel ist auch in der sittlichen Welt; gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun; edle mit dem, was sie sind."

(Unterschied der Stände.)

Nachdem wir erkannt haben, was Schiller unter Schönheit der Seele versteht, können wir ihm unmöglich widersprechen, wenn er das Christenthum die einzige ästhetische Religion nennt und das Specifische des Christenthums in der Aufhebung des Gesetzes findet. Ein Knecht thut den Willen seines Herrn aus Furcht; ihn regiert das Gesetz, der Zwang. Ein ächtes Kind thut den Willen seines Vaters gern; es wird regiert von der Liebe, vom Geiste. Deswegen sagt die Schrift: „Regieret euch aber der Geist, so seid ihr nicht mehr unter dem Gesetz" (Gal. 5, 18), und der Sohn Gottes spricht: „Meine Speise ist

die, daß ich thue den Willen Deß, der mich gesandt hat." Er erfüllt das Gesetz aus eigenem innern Triebe. Das äußere Gesetz als eine Zwangsmacht ist für ihn aufgehoben und wird erst dadurch vollkommen erfüllt. Was dem Knechte eine Last ist, das ist ihm, dem Kinde Gottes, eine Lust. An die Stelle des kategorischen Imperativs ist die freie Neigung getreten. So sehen wir in ihm die vollkommene sittliche Schönheit im Schiller'schen Sinne. Alle, die von Christus beseelt sind, haben Antheil an dieser sittlichen Schönheit; denn sie thun das Gute von innen heraus, aus eigner göttlicher Freiheit. Was das Gesetz will, geschieht nun erst recht, so daß Paulus sagen kann: „Wie? heben wir denn das Gesetz auf durch den Glauben? Das sei ferne! sondern wir richten das Gesetz auf." (Röm. 4, 31.) Jetzt sind die Gebote Gottes nicht mehr schwer. Die Schiller'sche Erklärung, wonach das Christenthum die Verklärung des kategorischen Imperativs durch die Liebe ist, stimmt mit der Schrift überein, und es ist ganz in ihrem Sinne gesprochen, wenn Schiller behauptet: „Ich begehre fremde Glückseligkeit, weil ich meine eigene begehre. Begierde nach fremder Glückseligkeit nennen wir Wohlwollen. Wenn ich hasse, so nehme ich mir Etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Menschenhaß ist ein verlängerter Selbstmord, Egoismus die höchste Armuth eines erschaffenen Wesens. Verzeihung ist das Wieder-

finden eines veräußerten Eigenthums." (Philosophische Briefe.)

„Der Siege göttlichster ist das Vergeben!"
(Braut von Messina.)

Selbst das überschwängliche Wort:

„Todte Gruppen sind wir, wenn wir hassen,
Götter, wenn wir liebend uns umfassen!"
(Philosophische Briefe)

bedarf nur einer Correctur im Ausdruck, um eigenthümlich christlich zu sein.

Aber das Gesetz oder der kategorische Imperativ ist nicht erlösungskräftig. Schiller steht hier ganz auf christlichem Boden, wenn er behauptet, daß das Gesetz nur fordert, nur schreckt und zu Boden wirft, aber nicht wieder erhebt und belebt. So in Ideal und Leben:

„Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe;
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beschämte That.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen,
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund."

Was hilft uns nun, wenn wir erblassen vor dem Lichte der gesetzlichen Forderung? Was hilft uns wieder auf, wenn uns die göttliche Majestät donnernd

zu Boden streckt? Was füllt den grauenvollen Schlund oder giebt uns Kraft, über ihn hinüberzukommen? Die Antwort ist: Erhebe dich über die Sinnenwelt, nimm die Gottheit auf in deinen Willen. Dann beseelt sie dich. Ihr Wille ist dein Wille; so daß die Pflicht in die Neigung verwandelt ist, das Gesetz also keine Furchterscheinung mehr bleibt, sondern seine schreckende Majestät ablegt, weil es nur den Sklavensinn bindet, der es haßt, Dem aber freundlich zulächelt, der es liebt.

Der vor dem Gesetze erbebenden Seele antwortet daher auf ihren Angstruf der Dichter in Ideal und Leben:

„Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand entschwindet
Auch des Gottes Majestät."

So ist (wie in den Briefen über ästhetische Erziehung weiter ausgeführt wird) der sinnliche oder Stoff-Trieb und der moralische oder Form-Trieb aufgehoben in den Spieltrieb, d. i. den Trieb der freien, angenehmen Thätigkeit. Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. Spielen heißt hier nicht tändeln,

sondern fröhlich walten in seinem Lebenselement, im Lebensgefühl der Entfaltung seiner Kräfte vergnügt sein. Der von Natur entweder abgespannte oder angespannte Mensch wird damit zugleich beruhigt und belebt. Er thut das Gute in Freiheitslust, er handelt spielend gut. Darin besteht die ächte Schönheit, die Schiller nach seiner Mission als Dichter durch Kunstdarstellung ächter Schönheit zu erzeugen bestrebt ist. Weil aber das Christenthum Darstellung ächter Schönheit ist, so schreibt er ihm folgerecht die Kraft zu, sie hervorzubringen, und nennt es daher die einzige ästhetische Religion.

Neben solchen Anschauungen, bei denen die Grundlinien des Christenthums durch die Hülle überall hindurchscheinen, muß es befremden, wenn Schiller ausruft:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst! Und warum keine? Aus Religion.“

Es wird gleichwohl diese harte Rede begreiflich, wenn man auf die im Brief an Goethe abgegebene Erklärung zurückgeht, nach welcher ihm die verschiedenen Erscheinungen der christlichen Religion im Leben allein deswegen mißfallen, weil sie ihm verfehlte Darstellungen des Höchsten und Edelsten sind. Nur die empirische Form des Christenthums widersteht ihm, was uns um so weniger verwundern darf, da sie ihm in der Carlsschule mittels geistlicher Exercitien miß-

tärisch aufgezwungen werden sollte. Selbst die Bibel ist ihm keine vollständig adäquate Darstellung der christlichen Idee und nur da wahr, wo sie naiv ist. Aber das Christenthum an sich oder in seiner reinen Form, wonach es „die Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen" ist, soll durch seine Polemik offenbar nicht getroffen werden. Auch kann man jenem von Manchen als widerchristlich aufgefaßten Distichon Aussprüche entgegenstellen, die auf das entschiedenste seine hohe Verehrung des Christenthums bekunden. Er nennt es in seiner Jenenser Antrittsrede das größte Factum der Weltgeschichte. In den Johannitern singt er:

„Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest in einem Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich."

In den vier Weltallen:

„Die Götter sanken vom Himmelsthron,
Es stürzten die herrlichen Seulen,
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen.
Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust,
Und der Mensch griff denkend in seine Brust."

Allerdings kommt die christliche Religion, wie ihr Stifter, in Schiller's Schriften dem Namen nach nicht häufig vor; dennoch ist er durch Zweierlei mit dem Christenthum innig verbunden: Einmal dadurch, daß er mit ihm ein Ziel hat, die Verklärung der Seele in das Bild Gottes; eine Sehnsucht, das stre-

bende Heimweh nach der verklärten Welt, nach dem zwar verlorenen, aber wieder erringbaren Paradiese; zweitens, dadurch, daß das Gesammtwesen der Schiller'schen Poesie über dem Endlichen liegt. Schiller ist, wie Gustav Pfitzer sagt, ganz ein Priester des Unsichtbaren. Er ist der furchtbarste Feind jeder Art von Materialismus. Seine ganze Poesie ist in den reinen göttlichen Geist getaucht, und ich denke, das gehört auch zum Christenthum; das ist mehr, als vereinzelte Bemerkungen über das Christenthum; denn der Geist ist mehr als der Buchstabe.

Je nachdem Schiller nach seinem Verhältniß entweder zum Geist oder zum Buchstaben betrachtet wird, muß auch das Urtheil über seine Christlichkeit verschieden ausfallen. Versteht man unter Glauben ein Fürwahrhalten der kirchlichen Dogmen, so war er nicht gläubig. Versteht man aber unter Glauben den für Christus offenen Sinn, die Besitzergreifung des Herrn, welcher der Geist ist, die Aufnahme des Wesens Christi in's Herz: so war er gläubig. Wir können die bekannte Paranomasie auf ihn anwenden: Er war nicht r e c h t gläubig, aber recht g l ä u b i g war er. Sein Leben gab davon Zeugniß. Es war ein fortwährender Läuterungsproceß. Wohl lag auch in seiner Seele in der Uebergangszeit des werdenden Dichters Etwas von jener Herbigkeit, die den zurückgesetzten Genius so leicht angreift; aber je höher er gestellt wurde, desto anspruchloser, milder und gütiger

wurde seine Seele. Heinrich Voß sagt von ihm: Sein Hauptcharakter ist Liebe und Wohlwollen gegen alle Menschen, die er an sein Herz drücken möchte, und Goethe schrieb an Zelter von Schiller's „Christustendenz, mit der er Alles veredelte, was er berührte“.

Wir wollen auch uns von ihm berühren lassen, damit er auch uns adele. Von einem Tage der Edeln spricht Goethe, hoffend auf Schiller's fortwirkende Kraft, indem er des verklärten Freundes nie verfliegende Jugend, siegenden Muth und stets erhöhteren Glauben besingt, von denen seine Wange roth und röther glühte. Möge auch unsere Wange stets roth und röther glühen, wenn wir diese Jugend, diesen Muth und diesen Glauben im Geist betrachten. Dann wird seine reine, hohe Gesinnung in uns übergehen, und der ersehnte Tag der Edeln wird uns dadurch näher und näher rücken. Schiller selbst hat uns ja gelehrt, daß die empfundene Wahrheit und Schönheit unser Eigenthum wird; „wir selbst werden das empfundene Object“ (Philosophische Briefe). Es würde mir zur hohen Freude gereichen, sollte ich zur Anempfindung seines Geistes eine geringe Anregung gegeben haben.

Freilich kann sich Schiller in Ihnen auch anders reflectiren, als in mir. Je reicher der Genius, desto unterschiedener ist seine Auffassung. Und doch kann mehr als eine wahr sein, ja die Mannigfaltigkeit

erst die volle Wahrheit zur Darstellung bringen. Eckermann sagt von Goethe: „Goethe ist ein Diamant, der nach jeder Seite eine andere Farbe spiegelt. Dies ist mein Goethe." Und so bitte ich Sie, indem ich Ihnen in der Art, wie Sie sich von ihm anstrahlen lassen, volle Freiheit gönne, die Wendung zu genehmigen: Schiller ist ein Diamant, der nach verschiedenen Seiten eine andere Farbe spiegelt; dies ist mein Schiller.

Perthes' Buchdruckerei in Gotha.

